



Komik der Philosophen

Lachen im Mittelalter

Jüdischer Witz



Humoristisches Gebräu

Lustige Werbung

Ironie am Arbeitsplatz



Lachendes Klassenzimmer

Humor ist gesund

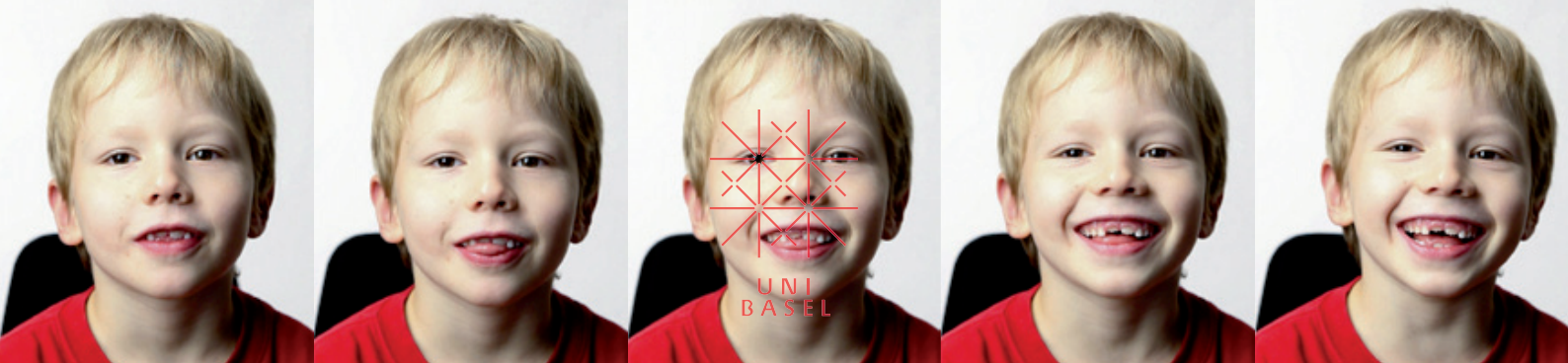
Musik und Humor



Arabischer Frühling

Pflanzen gegen Viren

Psychologin mit offenen Türen



DER NÄCHSTE SCHRITT. WEITERBILDUNG AN DER UNIVERSITÄT

www.uniweiterbildung.ch



Ernst beiseite ...

Nach Aristoteles soll der Mensch das einzige Tier sein, das aufrecht steht, das aus Hoffnung oder Erwartung Herzklopfen hat – und das einzige, das lacht. Lachen und Menschsein gehörten für den griechischen Philosophen zusammen. Humor, von lateinisch «(h)umor» (Saft, Feuchtigkeit), bedeutete früher die jedem Menschen eigene Mischung aus den vier Körpersäften Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle, aus der sich sein Temperament herleiten soll. Wohl im 18. Jahrhundert aus dem Englischen übernommen, meint der Begriff im Deutschen heute die Fähigkeit, über (fast) alles lachen oder lächeln zu können, aber auch, andere dazu zu bringen. Humor ist im Grunde eine Lebenseinstellung: Wer ihn hat, zeigt eine gelassene Distanz zu seiner Umgebung und versucht, sich ein wenig gegen die Probleme dieser Welt zu wehren. Man lässt den Ernst für einmal beiseite.

Im Alltag kommt Humor in unterschiedlichen Formen vor, von liebenswürdig bis beissend, von freundschaftlich bis ausgrenzend, von einfach-plump bis verstiegen-intellektuell. Mit seinem Wesen haben sich viele kluge Köpfe befasst, doch eine umfassende Theorie über ihn gibt es bis heute ebenso wenig wie eine ernsthafte Erklärung, warum und worüber wir lachen – Frauen, Männer und Kinder. Humor wirkt bei allen, nur nicht bei allen gleich. Es scheint, als ob alle Menschen für mindestens eine Prise davon empfänglich sind, doch gibt es auch Unterschiede zwischen den Zeiten und Kulturen: Bestimmt haben unsere Urgrosseltern über anderes gelacht als wir heute, und Menschen im Amazonas-Regenwald beispielsweise finden anderes lustig als japanische Geschäftsleute.

Was sich alles über das Phänomen Humor erforschen lässt, zeigt der Schwerpunkt dieser Ausgabe von UNI NOVA, der eine Auswahl von Arbeiten an der Universität Basel vorstellt. Zusammengekommen ist eine Mixtur aus den verschiedensten Disziplinen: Linguistik, Pädagogik, Geschichte, Philosophie, Musik- und Literaturwissenschaft, Psychologie, Medizin und Pflegewissenschaft. Jeder Beitrag befasst sich mit dem Witz, der Komik und dem Lachen aus einer andern Perspektive. Ich wünsche Ihnen diesmal eine besonders unterhaltsame Lektüre!

Christoph Dieffenbacher, Redaktion UNI NOVA

Schwerpunkt: Humor

Die Komik der Philosophen und der philosophische Humor	6
Von Humoristen und Antihumoristen	
Lachen im Mittelalter	9
Vielförmige Spielarten in Leben und Literatur	
Humoristisches Gebräu	13
Jean Paul, trunkene Professoren, Elfenbeinturm	
Humor im jüdischen Kulturkreis	17
Mit Witz gegen Mangel und Unterdrückung	
Zwischen Vernunft und Willkür: Musikalischer Humor	20
Was die Musik mit der Komik verbindet	
«Never smile until Christmas!»?	24
Humor in der Pädagogik: Das lachende Klassenzimmer	
Lachen gegen Lungenkrankheiten	27
Ein Spital-Clown gegen chronische Atemprobleme	
Humor kann Ihrer Krankheit schaden!	30
Heiterkeit in Therapie und Pflege	
Wenn der Kollege witzelt ...	33
Ironie am Arbeitsplatz	
Lustige Werbung – aber wofür nochmal?	36
Wenn Werbebotschaften als Gags auftreten	

Forschung

Porträt Roselind Lieb Offene Fragen, offene Türen	40
Botanik Wie sich Pflanzen gegen Viren wehren	43
Zeitgeschichte Deutsche Vertriebene in Übersee	46

Rubriken

Editorial Ernst beiseite ...	3
In Kürze Träume, Genveränderungen, Pflegehilfen	4
Im Interview Laurent Goetschel über den arabischen Frühling	5
Kolumne von Klaus Neumann-Braun Die Faszination von Reality-TV	39
Bücher Isländische Literatur, Dracula, Sitzungen	48
Webtipp Stephan Peter Bumbacher, Religionswissenschaftler	49
Uni Basel im Web Tonumfänge von Instrumenten	49
Briefe	49
Termine, Impressum	50

Titelbild und Fotos

Das Titelbild und die Fotos im Schwerpunktteil dieses Hefts stammen vom Fotografen Daniel Boschung, der das Thema Humor visuell umgesetzt hat: Er hat Gesichter von Menschen aufgenommen, während sie einem kurzen Witz zuhörten.



Träume für junge Frauen wichtiger

Junge Frauen erinnern sich häufiger an Träume und messen ihnen auch im Alltag eine höhere Bedeutung bei als junge Männer. Zu diesem Resultat kommen Forschende der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel um Dr. Serge Brand in einer umfassenden Studie mit 5580 Jugendlichen, die sie per Fragebogen über ihre Träume, deren Verarbeitung und die Schlafqualität befragten. Ermittelt wurden auch Faktoren wie persönliche Belastungen, Stress und die individuelle Kreativität. Faktoren wie positive Stimmung, gute Schlafqualität, allgemeines Wohlbefinden und Kreativität hingen bei allen Jugendlichen mit der Fähigkeit zusammen, sich an Träume zu erinnern. Rund 20% von ihnen geben an, sich «oft» oder «üblicherweise» an die Inhalte ihrer Träume zu erinnern, während rund 30% erklärten, dass Träume ihnen beim Aufwachen «nur sehr selten» oder «praktisch nie» präsent seien. Eine Datenanalyse ergab dabei eindeutige geschlechtsspezifische Unterschiede. Dass sich erwachsene Frauen besser an ihre Träume erinnern und sich intensiver mit dem Geträumten auseinandersetzen als Männer, war aus früheren Studien bekannt.



Genveränderungen in Tumoren

Tumoren entstehen meist über längere Zeiträume und durchleben dabei eine Evolution. Viele von ihnen bestehen daher aus mehreren einzelnen Zellpopulationen, die irreversible genomische Veränderungen durchgemacht haben – ein Grund dafür, dass eine medikamentöse Therapie oft nicht bei allen Patienten anschlägt. Dr. Christian Ruiz vom Institut für Pathologie der Universität Basel und Kollegen am Translational Genomics Research Institute in den USA haben nun ein Verfahren entwickelt, das die verschiedenen Zellpopulationen im Gewebe eines Tumors erkennt, trennt und entschlüsselt. Damit konnten die Forscher die verschiedenen Zellpopulationen anhand ihres unterschiedlichen DNA-Gehalts und relevanter Chromosomenveränderungen voneinander unterscheiden. Zudem verfolgten sie mit dieser Methode die Entwicklung eines Prostata Tumors über mehr als acht Jahre und konnten erstmals zeigen, wie die verschiedenen Tumorp Populationen auf eine Therapie reagierten: Lediglich eine Population überlebte die Behandlung und konnte dank neu erworbener genetischer Veränderungen weiterwachsen. Bild: Teilung von zwei Prostatakrebszellen (Martin Oeggerli mit freundlicher Unterstützung der FHNW).



Pflegehilfen aus Osteuropa

Die Haushalte von Pflegebedürftigen in der Schweiz sind zunehmend zu Arbeitsplätzen für Osteuropäerinnen geworden. Dieses Phänomen untersucht derzeit Sarah Schilliger vom Institut für Soziologie der Universität Basel. Hier entstehe – vor allem seit der am 1. Mai 2011 eingeführten erweiterten Personenfreizügigkeit – ein neuer, prekärer und höchst globalisierter Arbeitsmarkt. Die Zahl der profitorientierten Vermittlungsagenturen sei markant gestiegen, wobei die Grenzen zwischen regulären und irregulären Praktiken oft fließend seien. Die meist über 45-jährigen Osteuropäerinnen, darunter auch sehr gut qualifizierte, arbeiteten oft zu tiefen Löhnen – zwischen 800 und 2500 Franken im Monat plus Kost und Logis –, ohne Arbeitsplatzsicherheit und Sozialversicherung, und dies bei körperlich und psychisch anstrengender Tätigkeit rund um die Uhr. Trotzdem würden die Frauen oft ein Mehrfaches als im Herkunftsland verdienen. Zudem ermögliche ihnen die sogenannte Pendelmigration, ihr Leben im eigenen Land fortzuführen. Wegen des zunehmenden Anteils der älteren Bevölkerung nimmt die Nachfrage nach Haushaltspflege in der Schweiz laufend zu.

«Arabische Länder müssen sich selber finden»



Die Demokratiebewegungen im Maghreb und im Nahen Osten haben die gesellschaftlichen Ordnungen mehrerer autoritärer Regimes umgeworfen. Nun befindet sich die ganze Region in einer unsicheren Lage. Fragen an den Politologen Laurent Goetschel. Interview: Christoph Dieffenbacher

Wie erklären Sie sich das fast gleichzeitige Ausbrechen der Proteste in verschiedenen Ländern vor rund einem Jahr?

In den einzelnen Staaten gab es mehrere gemeinsame Voraussetzungen dafür: Vergleichbar waren die Präsenz autoritärer Regimes ohne wirkliche demokratische Partizipationsmöglichkeiten, das starke demografische Wachstum mit einem hohen Anteil an jungen Menschen sowie die ausgeprägten sozioökonomischen Unterschiede in den jeweiligen Staaten. In jedem Land kamen aber ganz spezifische Gründe hinzu, die das Fass zum Überlaufen brachten, in Ägypten etwa die massiven Wahlfälschungen im Dezember 2010. Die Ereignisse in Tunesien hatten sicher eine Katalysatorwirkung für die andern Länder.

Die Verhältnisse in diesen Gesellschaften scheinen noch instabil zu sein – wie beurteilen Sie die zukünftige Entwicklung?

Der Machtkampf zwischen den Profiteuren der früheren Regimes und den neuen Kräften ist noch im Gang. Dieser Aushandlungsprozess ist mit vielen Unsicherheiten verbunden. Auch innerhalb der neuen Kräfte gibt es unterschiedliche Vorstellungen. Dagegen vermittelten die früheren autoritären Zustände über mehrere Jahrzehnte hinweg den Eindruck von Stabilität: Andere Akteure konnten geopolitisch und wirtschaftlich relativ lange darauf bauen, zum Beispiel was Rohstoffe – wie das Erdöl in Libyen – betrifft. Dass diese Stabilität jedoch trügerisch war, hat sich jetzt gezeigt. Zu hoffen ist nun, dass durch den (Wieder-) Aufbau in diesen Ländern längerfristige Verhältnisse geschaffen werden können.

Wie wird der Islam diese Prozesse beeinflussen und wie stark schätzen Sie dabei den radikalen Islamismus ein?

Prof. Laurent Goetschel (*1965) ist Extraordinarius für Politikwissenschaft am Europa-Institut der Universität Basel und Direktor von swisspeace – Schweizerische Friedensstiftung, die mit der Universität Basel assoziiert ist. Er arbeitet in den Bereichen Aussenpolitikanalyse, europäische Integration sowie Friedens- und Konfliktforschung.

Der Islam als Religion und gemeinsamer Kulturhintergrund wird in dieser Region sicher eine wichtige Rolle spielen – er ist auch international ein politischer Faktor. Die Frage ist, welche der unterschiedlichen Ausformungen sich durchsetzen kann. Die Kräfte, die für eine Demokratie eintreten, verstehen sich auch als Muslime – nur gestehen sie der Religion nicht dieselbe politische Bedeutung zu wie radikale Islamisten. Als Folge der autoritären Strukturen konnte sich in diesen Ländern das Verhältnis zwischen Religion und weltlicher Gesellschaft bisher relativ schlecht ausbalancieren. Diese Gesellschaften müssen das Verhältnis zwischen religiösen und nichtreligiösen Akteuren selber gestalten. Auch bei uns dauerte dieser Prozess längere Zeit – und trotzdem diskutieren wir noch immer zum Beispiel darüber, ob Kruzifixe in Schulzimmern hängen dürfen.

Was könnte der Westen für eine nachhaltige Friedenssicherung in dieser Region tun?

Die Gesellschaften des arabischen Frühlings müssen sich selber finden und sollten dafür auch Zeit erhalten. Der Westen kann unterstützend wirken. Grössere, mit viel Geld dotierte Programme werden anlaufen, doch wichtig ist es, mit den richtigen Partnern vor Ort zusammenzuarbeiten. Gerade die Schweiz ist bereits in einzelnen Ländern präsent, um die lokalen Bedürfnisse abzuklären und Möglichkeiten für Kooperationen auszuloten. Ganz wichtig ist wirtschaftliche Zusammenarbeit. Wir können auf Anfrage auch Fachleute zur Verfügung stellen, zum Beispiel in Fragen des Aufbaus von demokratischen Strukturen oder der Menschenrechte. Vorstellbar wäre aber auch eine verstärkte Zusammenarbeit im Bereich Bildung und Forschung.

Die Komik der Philosophen und der philosophische Humor

Philosophen sind daran gewöhnt, dass man über sie lacht. Es gibt zwei Arten von ihnen: die Humoristen, die, wenn sie die Welt erklären, lachen können, und die Antihumoristen, für die es dabei nichts zu lachen gibt. Anton Hügli

Die Geschichte der Philosophie beginnt mit einem Lachen – dem Lachen einer witzigen und hübschen thrakischen Magd über den Protophilosophen Thales, der, gemäss der Erzählung von Sokrates in Platons *Theaetetus*, bei der Betrachtung des Himmels in einen Brunnen gefallen sei. «Du willst alles über die Dinge des Himmels wissen», habe sie ihm lachend zugerufen, «aber was dir vor der Nase und den Füssen liegt, siehst du nicht.» Sokrates fügt dieser Geschichte den ironischen Nachsatz hinzu, so ergehe es allen, die sich mit der Philosophie einlassen – sie müssten für den Spott nicht sorgen. Seither stehen die Philosophen vor der Frage, was es wohl mit diesem Lachen auf sich haben möge. Oder besser, da ihnen ohnehin alles zum Grundsätzlichen gerät, mit dem Lachen überhaupt – und wie sie mit *dem* Lachen zu leben gedenken, das sie erzeugen.

Was zum Lachen reizt

Viel Lustiges ist bei dem Nachdenken der Philosophen über das Lachen zwar nicht herausgekommen, und eine Definition des Lachens schon gar nicht. Aber bekanntlich ist es dem Lachen nicht eben förderlich, wenn man es erst noch erklären muss. Und die fehlende Definition ist weiter nicht schlimm. Es genügt der Hinweis auf das bekannte körper-

liche Phänomen: das charakteristische Verziehen des Gesichts, das spasmodische Ausstossen der Luft mit den begleitenden Lauten und – bei unbändigem Lachen – das vom Zwerchfell herkommende Schütteln des ganzen Körpers. Das Rätsel aber bleibt: Warum lachen wir eigentlich? Und warum sind es, wie schon Aristoteles bemerkte, nur die Menschen, die lachen, und weder die Tiere noch – den Lügen Homers zum Trotz – die Götter?

Kaum zu bestreiten ist, dass es offenbar immer ein Etwas ist (ein Wort, eine Handlung oder eine Situation), über das man lacht – ausser in den Grenzfällen des grundlosen Lachens, des Lachens der Verzweiflung etwa oder der schieren Ausgelassenheit. Das Etwas, das zum Lachen reizt, ist, gemäss dem Wort, das schon die Alten brauchten, das Lächerliche. Aber was macht ein Etwas zu etwas Lächerlichem? Liegt das Lächerliche im Gegenstand des Lachens selber – auch unabhängig davon, ob einer da ist, der lacht? Wie aber erklärt sich dann die Tatsache, dass das, worüber Menschen lachen, ebenso verschieden ist wie die Menschen und die Zeiten, in denen sie leben? Liegt darum das Lächerliche nicht eher im Auge des lachenden Betrachters?

Schwankend zwischen diesen Polen bewegen sich denn auch die philosophischen Bestimmungen des Lächerlichen.

Die einen suchen das Lächerliche im Objekt und enden in der Regel mit der sogenannten Kontrasttheorie. Komisch ist und zum Lachen reizt der Gegensatz und Widersinn, der sich im Objekt eröffnet: der Gegensatz zwischen dem, was es verheisst, und dem, was es ist: Die Berge kreissen und gebären – ein Mäuslein. Die andern richten ihren Blick auf die Lachenden und heben hervor, dass ein Objekt an sich überhaupt nichts verheisst, sondern dass wir es seien, die eine Erwartung in das Objekt hineinlegen, und dass es die unverhoffte Auflösung dieser Erwartung in nichts sei, was uns zum Lachen bringe.

Gestörte Ordnung der Dinge

Die Dritten schliesslich betonen, dass unsere Erwartungen zwar in der Tat nicht vom Objekt, aber auch nicht von nichts kämen, sondern von der in unserer Lebenswirklichkeit offiziell geltenden und von uns als gültig betrachteten Ordnung der Dinge gesteuert seien. Komisch sei und zum Lachen reize, wenn sich dieses offiziell Geltende plötzlich selber als das offiziell Nichtige erweise, als das, was angeblich nicht ist und nicht sein darf – der Weise als Narr oder der Dorfrichter als Täter. Oder umgekehrt, wenn sich im offiziell Nichtigen und Verächtlichen selber das offiziell Geltende zeige – im Liebhaber der Ehemann etwa. Kurzum, in ein und demselben zugleich das andere, von dem es sich absetzt: im Hohen das Niedrige, im Grossen und Erhabenen das unendlich Kleine, im Schönen das Hässliche, im Würdigen das Unwürdige, im Verständigen das Unverständige, im Vertrauten das Fremde. Weil wir diesen Widersinn nicht fassen können, antworteten wir auf die einzige Weise, die uns noch bleibt: mit dem ganzen Körper. Und je grösser der Kontrast, desto heftiger das Lachen.

Mit dieser dritten Bestimmung des Lächerlichen (die wir dem Philosophen und Humoristen Odo Marquard verdanken) erklärt sich am besten auch die grosse Affinität der Philosophie zum Lachen. Über das zwar, was Philosophie ist, kann man sich streiten und hat man sich seit je gestritten, aber die Leidenschaft des Himmelsbeschauers Thales scheint keinem Philosophen zu fehlen: der Glaube, dass die Welt eine sinnvolle Ordnung sein muss und dass die Philosophie aufgerufen ist, uns diese Ordnung zu zeigen oder notfalls selber Sinn und Ordnung in der Welt zu stiften. Dies stellvertretend

für den Menschen überhaupt, dem die Stiefmutter Natur nichts geschenkt und nichts erspart hat und der darum, keiner natürlichen Ordnung zugehörig, durch Erziehung und Zucht mühsam zur Ordnung angehalten werden muss.

Diese Ordnungsliebe macht Philosophen zu den grossen Kündigern dessen, was wirklich ist und gilt. Gelten aber kann nur – gleichsam als Minimalbedingung von Ordnung überhaupt –, was eindeutig ist, nämlich so und nicht zugleich anders. Nichts Schlimmeres für den Ordnungsliebenden darum, als über das zu stolpern, was aus seiner Ordnung herausfällt und in ihr nicht vorgesehen ist: das Ausgefallene, das Anstössige, das Paradoxe, die Löcher also, der Brunnen – und das seinem Sturz folgende Lachen nicht nur der thrakischen Mägde. Wo gelacht werden kann, hat er nichts mehr zu lachen – es sei denn, er macht gute Miene zum bösen Spiel und lacht mit, lässt sich anstecken von dem Witz der Magd mit ihrer guten Nase für die Realitäten, welche die Ordnungsträume des Philosophen jäh zum Platzen bringen. Und genau an diesem Punkt scheiden sich denn auch die Philosophen: in jene nämlich, die lachen können, und jene, für die es nichts zu lachen gibt, in die Klasse der Humoristen und die der Antihumoristen.

Welterklärer vs. Skeptiker

Die Antihumoristen, das sind die grossen Welterklärer mit ihren wohlgeordneten metaphysischen Systembauten, in denen alles seinen Platz findet und nichts dunkel bleibt. In unserer endlichen, irdischen Welt des Werdens mag es zwar Zweideutiges und Lächerliches geben, aber im Reich der Vernunft und im Reich des Seins hat das Lächerliche nichts zu suchen. Es ist und bleibt das Nichtige, das aus sich selber gar nicht bestehen kann, sondern bloss eine Mangelerscheinung, eine Schwundgestalt des wahren Seins ist, so wie es Scheingerechtigkeit auch nur darum geben kann, weil es Gerechtigkeit gibt. Zu den Antihumoristen gehört der grösste Teil der europäischen Philosophen von Platon und Plotin über Thomas von Aquin und Leibniz bis zu Hegel, dem Systematiker aller Systematiker. Mit ihrem gleichsam göttlichen Blick von oben wollen sie alles Nichtige und Vernunftwidrige zum Verschwinden bringen.



Gegen solche Aspirationen erwächst der Widerstand der Humoristen unter den Philosophen, die mit unbeirrbarem Realitätssinn jenen lächerlichen Welten-Rest in den Blick rücken, den die grossen Systembauer zu vergessen pflegen und der alle ihre Ordnungsträume immer wieder zum Platzen bringt. Dieser kleine, vergessene Rest, an den die Humoristen mit ihrem Lachen erinnern, ist der Umstand, dass auch Philosophen irrtumsanfällige, endliche und dem Tod geweihte Wesen sind, selbst wenn sie sich selbstvergessen in himmlischen Palästen wännen. Mit besonderem Vergnügen stürzen sich die Humoristen darum auf den Widersinn, den die Metaphysiker erzeugen, auf ihre Widersprüche, Paradoxien und Ungereimtheiten, welche die Grenzen der philosophischen Vernunft enthüllen. Der Urtypus des Humoristen ist der Skeptiker, der sich schmerzlich – denn auch er teilt ja die Sehnsucht nach der vollkommenen Ordnung – dessen bewusst ist, wie viel von der Fülle des Lebens selbst dann noch zurückbleibt, wenn er sich am glücklichsten ausgedrückt zu haben glaubt.

Der Humorist behauptet nicht, dass die Welt selber eine Unordnung sei – dies wäre für ihn bereits eine allzu ordentliche Behauptung –, aber er versucht es mit dem Eingeständnis, dass wir mit dem täglichen Chaos der Welt nur zurechtkommen, wenn wir selber nicht allzu ordentlich zu sein versuchen. Statt nach der einen und einzigen Ordnung zu suchen, gibt er sich mit einer Vielzahl von gegenseitig ausschliessenden Ordnungen zufrieden. Statt die eine und unteilbare Wahrheit finden zu wollen, gibt er zu verstehen, dass seine Sicht der Dinge nur eine unter vielen ist – provisorisch zudem und morgen schon überholt. Sokrates eröffnete als Erster die Linie des philosophischen Humors, gefolgt von den skeptischen Schulen der Antike. Diese Linie setzt sich – nach der grimmigen Verbannung des Lachens im mittelalterlichen Mönchtum – erfolgreich fort über Erasmus, Hume, Voltaire, Kant, Hamann und Kierkegaard bis zu Rorty und den heutigen Postmodernisten. Der Charme ihres befreienden Lachens steckt an – aber warum sollten wir uns von ihm nicht anstecken lassen?

Prof. Anton Hügli ist emeritierter Ordinarius für Philosophie und Pädagogik an der Universität Basel.

Lachen im Mittelalter

Das heutige Mittelalterbild zeichnet sich durch Einförmigkeit einerseits, durch Diffusheit und Widersprüchlichkeit andererseits aus. Die einen meinen, Lachen sei im Mittelalter verboten gewesen, die andern reden von der Lachkultur des Mittelalters. Für die einen beginnt die Konversationskultur, mit der wir Scherzen, Spotten, Lachen verbinden, erst im Frankreich des 17. Jahrhunderts, für die andern zeichnet sich die mittelalterliche Hofkultur durch witzige, gewandte Rede aus. Was stimmt nun? Über einige Aspekte des Lachens im Mittelalter. Rüdiger Schnell

In seiner lateinischen Beschreibung von Wales (*Descriptio Cambriae*) äussert sich – gewiss etwas idealisierend – der Waliser Giralduus Cambrensis um 1200 über die geistreich-witzige Unterhaltung seiner Landsleute: «Am Hofe legen die Männer in ihren Gesprächen eine höchst witzig-geistreiche Redekunst an den Tag, damit sie die Anwesenden zum Lachen bringen und für ihre Rede Lob erwerben. Dies gelingt ihnen durch beissenden Witz oder offenen Spott, bald mit milder, bald mit scharfer Zunge vorgetragen, unter dem Nebel von Doppelsinn oder Widersprüchlichkeit, mittels Umstellung der Wörter und Übertreibung erzielen sie eine Rede voll feinsinnig-beissendem Witz.» Wer solch beissenden Spott lachend ertragen hat – und womöglich selbst solchen Spott mit einer witzigen Bemerkung pariert hat –, dem wird man damals vielleicht Humor bescheinigt haben (nach dem Motto: «Humor ist, wenn man trotzdem lacht»).

Der Herrscher und der Philosoph

Jedenfalls hielt man es einem Herrscher zugute, wenn er nicht nur andere verspottete, sondern auch eine auf ihn gemünzte spöttische Rede grossmütig ertrug. Doch zählte damals im Kreise redegewandter Männer weniger der Humor als die Fähigkeit, in geistreich-spöttischer, geschliffener

Rede zu scherzen sowie einen solch verbalen «Angriff» ebenso geistreich zu parieren. Wilhelm von Malmesbury berichtet im 12. Jahrhundert von einer witzigen Replik des Philosophen Johannes Scotus auf eine spöttische Scherzrede Karls des Kahlen. Der König, als er mit Johannes Scotus speiste und zu einem Scherz aufgelegt war, fragte Johannes Scotus, der ihm direkt gegenüber sass, scherzhaft: «Was ist der Unterschied zwischen *Scotus* (einem Schotten) und *sotus* (einem Dummkopf)?» Johannes Scotus gab auf dieses Wortspiel die witzige Antwort: «Nur dieser Tisch» (*Tabula tantum*) und hatte sicher die Lacher auf seiner Seite.

Freilich bedurfte es – damals wie heute – einer gewissen Intelligenz und rhetorischen Kompetenz, die Doppeldeutigkeit und Gegenteiligkeit von ironisch-spöttischen Bemerkungen zu erkennen. Deshalb riet der Bamberger Domherr Albrecht von Eyb um 1460 in seinem *Ehebüchlein*, man solle die verdeckten Stichelreden, weil schädlich, vermeiden. Bei den «verdeckten Worten» gingen nämlich das, was man sage, und das, was gemeint sei, auseinander. Deshalb würden solche zum Scherz und zur höflichen Unterhaltung vorgebrachten Äusserungen ganz verschieden aufgenommen. Leicht führten sie zu Zorn, Hass, Streit und Unmut. Doch im Kreise verständiger, weiser Männer könne man solche verdeckten



Scherzworte ruhig verwenden, da sie in der Lage seien, den rechten Sinn dieser ironischen (doppeldeutigen) Scherzreden zu erkennen. Nicht zufällig ist diese Art der witzig-scharfzüngigen Rede in dem gelehrten Kreis um Poggio Bracciolini in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Perfektion gelangt. Noch heute werden die von Poggio teils gesammelten, teils selbst gefertigten Witzreden (*facetiae*) ob ihrer Wortkunst bewundert. Gelacht und gespottet wurde in diesen witzigen Erzählungen freilich vor allem über Abwesende.

Klerikale Parodien erlaubt

Wer sich mit Humor, Lachen und Komik im Mittelalter befasst, hat zu konstatieren, dass in unterschiedlichen Gesellschaftsschichten bei unterschiedlichen Anlässen von unterschiedlichen Personen aus unterschiedlichen Motiven auf unterschiedliche Weise gelacht wurde. So durften etwa im Mittelalter Geistliche die Grundlagentexte der Kirche – wie Paternoster, Ave Maria, Credo – auf witzige Art parodieren, und sie fanden zahlreiche Gleichgesinnte, die sich an solchen blasphemischen Verspottungen erfreuten. Eingeschritten ist gegen solche klerikalen Parodien kaum jemand. Diese Verspottungen fanden ja keine Verbreitung ausserhalb der geistlich-kirchlichen Kreise und gefährdeten somit weder die Autorität der Kirche noch die Religiosität des «einfachen Volkes». Innerhalb der lateinisch gebildeten Welt war allen Beteiligten klar, dass solche Parodien auf religiös-christliche Glaubenstexte grösstenteils literarische Spielerei waren.

Volkssprachliche Parodien dieser Art sind bezeichnerweise selten überliefert. Immerhin hat sich in die Wiener Handschrift 2885 (Ende des 14. Jahrhunderts) eine solche volkssprachliche Parodie verirrt. Dort wird das Paternoster als Liebesdialog zwischen dem Pater und seiner Geliebten (als «Tochter» Else ausgegeben) verballhornt. Nicht ausgeschlossen ist, dass diese volkssprachliche Parodie nicht literarischer Selbstzweck war, sondern als Kritik von Laien am Lebenswandel von Geistlichen fungierte. Je nach Lesart konnte man mit einem zynischen oder aber einem erheiternden Lachen auf diesen Text reagieren. Der lateinische Text des Paternosters wird – in Einzelteile zerlegt – in die (fingierte) Kommunikation zwischen einem Geistlichen und seiner Konkubine

eingefügt, aber stets so, dass sich Reime ergeben (die in meiner Übersetzung freilich nicht alle wiedergegeben werden). Ein kleiner Ausschnitt daraus: «Sie sprach: «adveniat mein Geliebter! Wenn ich deine Tochter und deine Braut werde, sodass ich meinem schweren Kummer entfliehe, das nenne ich *regnum tuum*». Er sprach: «Meine Turteltaube, ja, fiat voluntas tua. Vereinigen wir uns auf einem Stroh, so wird uns *sicut in coelo*».» Auch wenn von der Spätantike bis ins Mittelalter in der Diskussion über das rechte Lachen immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass Christus nie gelacht habe, so haben doch gebildete Kreise, Geistliche oder Weltkleriker, sich nicht davon abhalten lassen, Lachen erregende Texte zu schreiben und Lachen erregende Gespräche zu führen.

Nicht vor den Damen ...

Neben der Differenz von Gebildeten und Ungebildeten, von Klerikern und Laien ist die Differenz von Männern und Frauen zu beachten. Denn für die beiden Geschlechter galten unterschiedliche Lachnormen. Gemäss höfischem Verhaltenskodex war es Frauen verboten, über obszöne Äusserungen zu lachen. Umgekehrt war es in höfischen Kreisen einem Mann untersagt, in Anwesenheit von Frauen obszöne Reden zu führen. In Boccaccios Decameron, das voll ist von lustigen Geschichten, über die gelacht wurde, wird einem der männlichen Erzähler nach Beendigung seiner anzüglichen Geschichte von den Damen bedeutet, dass «derartige Geschichten vor Damen nicht erzählt werden dürften» (I 5). Auch jegliches anzügliche Lachen hatte in Gegenwart von Damen zu unterbleiben. Rede- und Lachtabus arbeiteten einander zu. Einem solchen Verhaltenskodex ist noch der berühmte Traktat *Il Cortegiano* des Baldesar Castiglione (1528) verpflichtet (II 36, II 68, III 5). Noch im 19. Jahrhundert sicherten sich Herausgeber von Textsammlungen lustigen und anzüglichen Inhalts gegenüber möglichen Vorwürfen dadurch ab, dass sie betonten, das von ihnen publizierte Buch sei nur für Männer gedacht, Frauen dürften es allenfalls überfliegen.

Natürlich war im Mittelalter auch höfischen Damen das Lachen nicht gänzlich verboten. Über eine unverfängliche witzige Äusserung durften auch sie lachen. Doch wurde

ihnen (etwa im *Roman de la Rose* aus dem 13. Jahrhundert) vorgeschrieben, wie sie zu lachen hatten: nicht so, dass ihre Zähne sichtbar wurden. Der Grund für diese Verhaltensanweisung ist im höfischen Frauenbild zu suchen. Dort wurde der Frau die Rolle einer Art Zivilisationsinstanz aufgebürdet. Sie hatte über das rechte Verhalten der Männer zu wachen und sich natürlich selbst ebenfalls nach diesen «zivilisierten» Verhaltensnormen auszurichten. Lachen mit aufgerissenem Mund und sichtbaren Zähnen erweckte den Eindruck von mangelnder Kontrolle, von überschwänglichen Emotionen und auch von minderer Ästhetik. Da im höfischen Ambiente – wie zum Teil heute noch – Frauen zum Inbegriff von Schönheit hochstilisiert wurden, hatten sie sich dem Schönheitsideal zu unterwerfen und sogar beim Lachen mögliche nachteilige Folgen zu bedenken.

Von solchen Verhaltensregelungen weit entfernt sind wir, wenn wir einen Blick auf die Fastnachtsspiele und ihre Aufführungen in den Wirtsstuben der spätmittelalterlichen Städte werfen. Ein zentrales Thema dieser Spiele war Sexualität in der Ehe, meist die angebliche sexuelle Unersättlichkeit der Frau und die angebliche sexuelle Impotenz des Mannes mit all ihren Folgen. An zotigen, derben Aussprüchen, an Sexualmetaphorik, auch an Fäkalkomik wurde nicht gespart. Da das Publikum dieser Fastnachtsspiele aus Männern und Frauen bestand, ist davon auszugehen, dass beide Geschlechter ungehemmt und überschwänglich über das diskursive Ausbreiten sexueller Details gelacht haben. Die höfischen Lachnormen für die Damen besaßen hier keine Gültigkeit.

Dasselbe gilt sogar für die geistlichen Spiele des Spätmittelalters, die auf den Marktplätzen aufgeführt wurden, in Anwesenheit von Adligen wie von Handwerkern. In die Osterspiele etwa wurden einzelne Szenen eingebaut, die dazu dienten, das religiöse Spiel etwas aufzulockern und seine Attraktivität zu steigern. Zu den bekanntesten Szenen dieser Art gehören die Salbenkrämerszene, in der ein typischer Marktschreier den drei Marien seine Waren anbietet, oder der Wettlauf zweier Christusjünger zum Grab oder der Dialog zwischen Maria Magdalena und dem als Gärtner verkleideten Christus. Sakralität und Komik, Geistliches und Lacherregendes schlossen sich nicht aus.

Einander zum Narren halten

Im Spätmittelalter gab es sogar eine literarische Gattung, die vor allem dazu diente, bei den Rezipienten Lachen hervorzurufen. Die französischen Fabliaux, die den deutschen schwankhaften Kurzerzählungen («Maeren») entsprechen, bezeichnete die moderne Forschung sogar als *contes à rire*. Das Lachen der Rezipienten wurde oft dadurch hervorgerufen, dass diese vom Erzähler mit einem Mehrwissen ausgestattet wurden und deshalb aus einer Position der Überlegenheit das Handeln oder das Verhalten der Protagonisten als dummlich verachten konnten (wie es heute noch bei den Vorführungen eines Clowns geschieht). So freuen sich etwa in dem Märe *Der vertauschte Müller* die Bauern darüber, dass sie den Pfarrer zum Toren gemacht haben; in Wirklichkeit aber und zugleich – nur für die Rezipienten erkennbar – werden sie selbst vom Pfarrer zum Narren gehalten. Der höhnische Spott der Bauern im Text wird ausserhalb des Textes als dümmlischer Streich verlacht.

Lachen ganz anderer Art präsentiert und provoziert Wolfram von Eschenbach innerhalb seines *Parzival* oder sogar aufgrund des *Parzival*. Das Lachen im Text übernimmt sehr oft eine soziokommunikative Funktion, indem es für ein angenehmes Gesprächsklima innerhalb einer Gesellschaft sorgt; andererseits zielt Wolframs Darstellung oft auf ein Lachen der Rezipienten, etwa dadurch, dass er während der Beschreibung des Verteidigungskampfs von Antikonie und Gawan beiläufig erwähnt, die Taille Antikonies sei schmaler als die einer Ameise gewesen. Nimmt man hinzu, dass Wolfram das Lachen von Protagonisten als strukturierendes Element seines umfangreichen Romans einsetzt, dann lässt sich durchaus von einer ästhetischen Implikation des Lachens im *Parzival* sprechen.

An diesem Roman liesse sich gut zeigen, wie schwierig es ist, den subjektiven Aspekt (Humor) und den objektiven Aspekt (Komik) des Lachens voneinander abzugrenzen. Es gibt jedenfalls Literaturwissenschaftler, die den Humorbegriff für die Literatur der Neuzeit reservieren möchten und dem Mittelalter Humor absprechen. Diese Position trägt jedoch dem Umstand zu wenig Rechnung, dass – auch im Mittelalter – jede literarische Gattung jeweils andere Arten von



Lachen präsentiert und provoziert. In der sozialen Realität wie auch in der Literatur des Mittelalters begegnet uns eine Fülle von Spielarten des Lachens. Nicht nur hinsichtlich der Motive, Anlässe, Gegenstände und Funktionen erscheint das Lachen als vielförmig, sondern auch seine Arten sind zahlreich: Es gibt das grobe, derbe Lachen; das feine, feinsinnige Lachen; das dümmliche und das blitzgescheite Lachen; das höhnische und das nachsichtige Lachen; das freudige und das schadenfrohe Lachen; das Mitlachen und das Auslachen; das aggressive und das verzeihende Lachen; das beherrschte und das unkontrollierte, befreiende Lachen. Der Hauptunterschied zwischen mittelalterlichem und neuzeitlichem Lachen besteht sicherlich nicht in den Ursachen und Zielen des Lachens (Schadenfreude, Überlegenheit, Erstaunen, Entspannung, Aggression, Distanz, Lebenserfahrung, Erleichterung und anderes), sondern in den Gegenständen sowie Szenen und Situationen, über die gelacht wird.

Prof. Rüdiger Schnell ist emeritierter Ordinarius für Deutsche Philologie der Universität Basel.

Humoristisches Gebräu

aus: Jean Paul, Professorenschaft, Volltrunkenheit, Begriffsgeschichte, Theologie, nebst einigen Bemerkungen zum Elfenbeinturm im Elfenbeinturm. Ralf Simon

Der Rektor einer kleinen Universität nannte zwei Besonderheiten sein eigen. Den Tugenden war sein Hang zur Geselligkeit zuzurechnen, den Lastern sein trotz Amtsdienlichkeit auffälliger Geiz. Der Tugend nachgebend, lud er eines Tages die Dekane seiner Fakultäten zum fröhlichen Weinumtrunk ein. Schnell wurde ihm, als sich seine andere Eigenschaft meldete, deutlich, dass er mit dieser Einladung seinem wohlbestellten Weinkeller einen erheblichen Schaden zufügen würde, waren doch die Würdenträger der *alma mater* als ausgewiesene Schluckspechte bekannt. In dem Konflikt zwischen Geselligkeit und Geiz kam der politisch Erfahrene auf die Idee, mit dem Dekan der Theologischen Fakultät die Vereinbarung zu treffen, dass man gefärbtes Wasser trinken wolle, während die anderen Wein kredenzt bekämen und mit zunehmender Trunkenheit die Geheimnisse und Intrigen ihrer Fakultäten preisgeben würden, woraus genannter Dekan und gegenwärtiger Rektor ihren Profit zu ziehen die Möglichkeit sahen. Der theologische Kollege, immer an der Wahrheit interessiert, sagte freudig zu.

Der Rektor aber traf diese Vereinbarung im Geheimen mit allen Dekanen. So kamen an dem bestimmten Abend die akademischen Honoratioren zusammen und feierten mit gefärbtem Wasser ein wahres Bacchanal. Man kann in der Tat

sagen, dass eine nüchterne Gesellschaft nie des Geistes voller war, so betrunken plauderten sie in dieser denkwürdigen Verwandlung von Wasser zu Wein die universitären Kabalen aus, einer den anderen überbietend.

Natürlich, der Schwindel flog auf. Als die wackere Mannschaft, auf dem Heimweg gerade noch munter hin und her schwankend, ein dringendes Bedürfnis überkam und sie nebeneinander ganz still standen und sauber geradeaus***ten, fiel dem Theologen, von allen noch der hellste Kopf, plötzlich auf, dass es mit dem Torkeln ein Ende hatte. Sein verblüffter Ausruf, ob denn alle gefärbtes Wasser getrunken hätten, machte dem Geist – man wird wohl sagen müssen: auch der Theologie – schlagartig ein Ende: Der spekulative Karfreitag (nach Hegel), ein wahrer Katzenjammer, suchte die geistige Elite der Kleinstadt in der Gestalt schlagartiger Nüchternheit heim.

Dies ist an und für sich keine lustige Geschichte. Es gibt in ihr nur Verlierer, eine gegenseitige Beschämung, ein allzu deutliches Wissen von dem, was man über die Realität lieber nicht hat erfahren wollen. Aber die Geschichte, die eine Episode aus Jean Pauls Roman *Die unsichtbare Loge* (1791) sehr frei nacherzählt, hat Humor. Denn sie trifft in der Tat nicht den Einzelnen, sondern in jedem Einzelnen der Spassbrüder-



schaft den Inbegriff der ganzen Verhältnisse. Im Unterschied zur Satire, in der ein Strafgericht ergeht und der Verfasser, der sich das Recht nimmt, es ergehen zu lassen, unsichtbar bleibt, tritt im Humor der angemassete Richter selbst mit auf die Bühne der satirischen Geißelung. So wird im Humor die Welt als Ganzes verlacht, und also trifft dieses Lachen auch den, der sie als Humorist und sich darin gleich mit verlacht. Im Lachen des Humoristen ist immer auch, eigentlich sogar vor allem, der Schmerz zu hören und die Unfähigkeit, jemals diese Position, hat man sie einmal eingenommen, verlassen zu können.

Ein komischer Vogel

Erneut ist es eine theologisierende Allegorie, die dieser humoristischen Position Ausdruck verleiht. Jean Paul beschreibt in seiner *Vorschule der Ästhetik* (1800, § 33) eine Himmelfahrt, aber eine, die mit dem Hintern zuerst angetreten wird:

Wie Luther im schlimmen Sinn unsern Willen eine *lex inversa* nennt, so ist es der Humor im guten; und seine Höllenfahrt bahnet ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel aufsteigt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar *hinaufwärts*.

Merops ist ein komischer Vogel. Als Inkarnation der lutherischen *lex inversa* tritt er seine Himmelfahrt verkehrt herum an, mit dem Hintern voraus. Während dieser immer heisser wird, behält sein Eigentümer wenigstens einen kühlen Kopf. Was er sieht, erfreut ihn nicht, denn die Welt, die er mit zunehmender Entfernung vollständiger zu betrachten vermag, erscheint ihm immer mehr als Tollhaus. Sein Zustand ist der des Lachens, aber es handelt sich um ein Lachen, in dem «noch ein Schmerz und eine Größe ist», wie Jean Paul wiederum in der *Vorschule* (§ 33) schreibt.

Hier befindet sich der Himmelsstürmer in der Position eines Höllensturzes. Seinen eigentlichen Ernst findet der Humor dort, wo er so tut, als sei er lustig. Das komische Missverhältnis ist dem Humor die bevorzugte Maske seiner Verzweiflung über den Zustand der Welt. Entsprechend bestimmt Jean Paul den Humor als das umgekehrt Erhabene – eine Ableitung nicht aus dem Begriff des Komischen, sondern aus jener Kategorie des Ästhetischen, der die Affinität

zur Theologie auf der Stirn geschrieben steht. Aber ein Erhabenes, das Gott den Hintern zukehrt, ist in seiner grotesken Gestalt komisch.

Körpersäfte, Temperamente

Humor hat, so sieht man an dieser Momentaufnahme der Begriffsgeschichte um 1800, zunächst wenig mit Gemütlichkeit zu tun, noch weniger mit dem gängigen Spruch: «Humor ist, wenn man trotzdem lacht». Humor ist auch keine Unterkategorie jenes Ensembles von Begriffen, die sich um das Phänomen des Komischen gruppieren (Witz, Lachen, Komik, Spass, Heiterkeit, Posse etc.). Man kann dies allein schon an den begriffsgeschichtlichen Verhältnissen sehen. Die Theorie der Komik wurde weitgehend im 18. Jahrhundert geboren, bis dahin galt die aristotelische Bestimmung, dass komisch jenes Lächerliche sei, das unschädlich ist. Komik wurde spät aus dem Begriff der Komödie abgeleitet – und also nicht die Komödie aus dem Komischen –, sodass erst im 18. Jahrhundert die Vorstellung aufkam, dass die Inkompatibilität des Einzelnen zum Allgemeinen komische Qualitäten habe.

Der Begriff des Humors ist älter. Er geht der Sache nach auf die antike Lehre von den *humores* zurück. Humor heisst Flüssigkeit und meint in der Humoralpathologie das jeweilige Vorherrschen der disponierenden Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle, nach denen man sanguinischen, phlegmatischen, cholischen oder melancholischen Temperaments sei. Im englischen Sprachgebrauch wird *Humour* zur allgemeinen Bezeichnung dieser Gemütsverfassungen. Im Hintergrund steht die Frage, ob der Mensch nach dem Sündenfall überhaupt je «gesund» sein könne oder sich nicht vielmehr immer in einem Zustand befinde, in dem er unter der Vorherrschaft einer der Säfte und des korrespondierenden Temperaments stehe. *Humour* zu haben, bedeutet dann, in jedem Fall schief zur Welt zu stehen. Die Frage nach der Grenze zwischen noch normaler Schiefheit und auffälligem *Humour* löst sich unter dieser Perspektive in ein kontinuierliches Übergangsfeld auf. Ein *Humorist* ist dann einer, der entschieden die Verallgemeinerung vornimmt und die Relation von vermeintlichem Normalverhalten und kurioser Abweichung umdreht: Normal ist das verschrobene Verhalten,

während die vermeintlich Normalen genau genommen die seltsamsten Kerle in dieser Welt sind, jene, deren mangelhafte Selbsterkenntnis mit einem kompensatorischen Konformitätswillen verbunden ist. Reflexiv im Sinne des Humoristen wird der Humor im Roman, zuerst wohl bei Laurence Sterne, in der deutschen Literatur bei Jean Paul. Die Sonderlinge, Exzentriker und grotesken Selbstschaffer werden in dieser reflexiven Inversion der sozialen Normalitätsdispositive entschieden positiv dargestellt, Humor gerät zu einer Reflexionsform, eigentlich zu einem Wahrnehmungsdispositiv.

Diese kleine und grob skizzierte Rekonstruktion zeigt, dass der Humorbegriff, den wir heute umgangssprachlich kennen, das Ergebnis einer Trivialisierung ist. Sie setzte im 19. Jahrhundert ein und verkleinerte den Humor zu einer versöhnlicheren Form von Komik, zu einem gemütlichen Einverständnis mit der Welt. Nur selten trat noch die grimmige Seite des Humors hervor, so beim späten Wilhelm Raabe, bei Friedrich Theodor Vischers Tücke des Objekts, bei Wilhelm Buschs minutiöser Physiognomik der abgründigen kleinbürgerlichen Normalität.

In Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* firmiert der Humor als eine Weise der Reflexion, in seinen Romanen sind die Humoristen die befremdlichen Ergebnisse von übertriebener Philosophielektüre idealistischer Couleur. So zeigt sich, dass der Humor dem Gedanken entspringt, während die Komik, in welcher der Einzelne über eine kontingente Kalamität stolpert und die allgemeine Ordnung für einen Moment ausser Kraft setzt, damit sie im Lachen erneut etabliert werde, einem körperbeteiligten Moment folgt. Vor allem aber: Komik ist in den meisten Fällen konservativ. Sie entlastet, sie befreit uns für einen Moment vom sozialen Druck, sie erlaubt uns im Witz eine Regression in chauvinistische Semantiken – aber sie stabilisiert eben genau die zugrunde liegenden Ordnungen durch die Erlaubnis eines genau kalkulierten und zeitlich begrenzten Verstosses.

Subversiv und inversiv

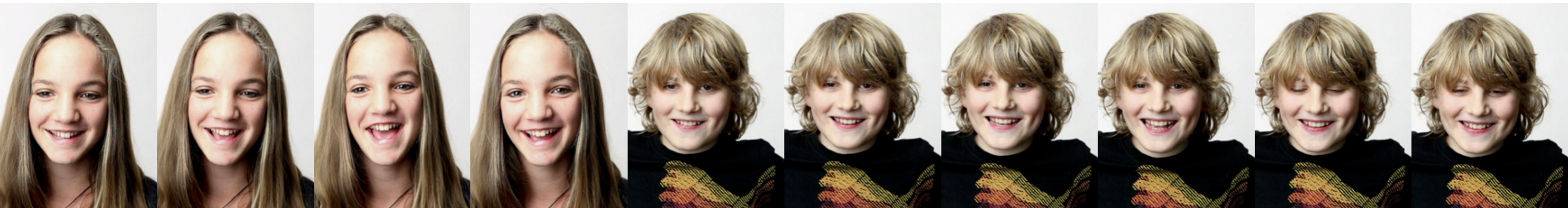
Der Humor ist hingegen subversiv, weil er die inverse Reflexion (*lex inversa*) auf Dauer stellt, die Hierarchien umkehrt, das Erhabene lächerlich macht und das Lächerliche zum Nor-

malen. Er tut dies aus Gründen der Erkenntnis und ist als Figur der Reflexion wesentlich unanschaulichen Ursprungs. Infolge dieses Ursprungs im inversiv Gedanklichen geht es mit den Humoristen in der Regel nicht gut aus, sie landen im Tollhaus (Jean Pauls Schoppe im *Titan*) oder in der Agonie der Reflexion (Raabes Anders Velten [Andere Welten] in den *Akten des Vogelsangs*).

Unsere kleine, anfangs berichtete Professorenposse ist in diesem Sinne doch recht ernsthaft, der Spass ist die schiere Wahrheit. Erst beim P***n kommt die Erkenntnis über den Elfenbeinturm zum Vorschein. Aber die Frage ist doch, ob diese wahrhaft empiristische Gegenprobe tatsächlich den Elfenbeinturm der akademischen Welt zu durchbrechen vermag. Eine kleine «Reflexion» (wörtlich: widerspiegelnde Verkehrung) zum Elfenbeinturm, ebenfalls eminent theologisch, mag dies klären – es sei hier dem Buch von Claus Victor Bock, *Besuch im Elfenbeinturm*, gefolgt.

Im Alten Testament (*Hohelied*, 7, 2–10) wird die Schönheit der Sulamith beschrieben: ihr gerader Wuchs, ihre schönen Brüste und ihr schlanker Hals, dessen makellose Gestalt wie aus reinstem Elfenbein sei. Die Theologen hatten mit dieser Präsenz des Erotischen so lange ihre Probleme, bis sie ihren bewährten Trick anwandten und die heidnische Liebeserzählung zur geistlichen Allegorie machten. Aus dem Körper der Sulamith wurde die Institution Kirche, aus ihrem Kopf die geistliche Wahrheit und aus dem Hals der Elfenbeinturm. In ihm sitzen die Gelehrten und verdolmetschen die theologische Wahrheit dem Kirchenvolk durch fortgesetzte Exegese. Sie tun dies durch das lebendige Wort der Auslegung, weshalb der Hals, *pars pro toto* Ort der Artikulation, dafür genau richtig ist.

Würde man diese theologische Allegorie erneut, aber nunmehr weltlich allegorisieren, dann wäre der Elfenbeinturm die Universität, das Kirchenvolk die Gesellschaft und die der Interpretation unterzogene Wahrheit die Wissenschaft. Das ist eine genaue Funktionsbestimmung: Kein Ort ist der Universität angemessener als der Elfenbeinturm, denn hier wird Wissen für die Gesellschaft erzeugt. Würde sich der Wissenschaftler an der Position des Kopfes der Sulamith befinden, dann erlöse er – als einer, der im Besitz der Wahr-



heit zu sein glaubt – einer dogmatischen Verblendung; wäre er an der Position des Körpers, dann könnte er nicht mehr Subjekt der Wissenschaft sein, sondern nur noch ihr Objekt, bestenfalls ihr Benutzer. Die Wissenschaft befindet sich im Dazwischen, sie ist die Permanenz der Auslegung, der Interpretation, der Verdolmetschung. In ihr wird hin und her geredet, wird Wasser zu Wein und Wein zu Wasser, in ihr werden die Allegorien des Realen und des Imaginären einer mal nüchternen, mal trunkenen Exegese unterzogen. Aber es muss gesprochen werden im Dazwischen von reinem Geist (Himmelfahrt) und purem Körper («die Welt»): also im Elfenbeinturm.

Wissenschaft als Gestalt gewordener Humor

Man sieht: Diese kleine Begriffsgeschichte des Elfenbeinturms liest sich nicht nur als ein permanentes Gelächter über die Reden jener Wissenschaftsverwalter, die aus ihrem Elfenbeinturm schon allein aus purer historischer Uniformiertheit heraus verlauten lassen, dass die Universität den Elfenbeinturm zu verlassen habe. Vielmehr scheinen Vogel Merops und Elfenbeinturm eine prekäre akademische Konvergenz zu besitzen. Es geht nicht vordergründig um das mit Luther assoziierte Sprichwort «Die Gelehrten, die Verkehrten», es geht vielmehr um die grundsätzliche Erkenntnis, dass Wissenschaft selbst Gestalt gewordener Humor ist: stets eine methodisch begründete Reduktion bei gleichzeitig maximaler immanenter Komplexität dieser Reduktion, wie es sich nur die besten Humoristen ausdenken können; weiterhin eine Verkehrung der an sich natürlich erachteten Verhältnisse bei gleichzeitiger Selbstplausibilisierung – ein eigentlicher Wahn; schliesslich eine wohl immer scheiternde Anstrengung, die Welt in Ordnung zu versetzen – also somit der *via negationis* erbrachte Beweis ihrer Unordnung. Von der wissenschaftlichen Neugier führt nicht zufällig, wie Hans Blumenberg ausgeführt hat, der begriffsgeschichtliche Weg zur *curiositas* und also zum Kuriosen.

Die Universität: eine verkehrte Welt, die rein auf dem Gedanken gründet, aber von sich glaubt, genau das Gegenteil davon zu sein. Sie ist eine im Elfenbeinturm erzeugte Realität, die sich einen inneren Elfenbeinturm gegeben hat, wel-

cher der Meinung ist, kein Elfenbeinturm sein zu wollen – worum sich freilich der äussere Elfenbeinturm wenig bekümmert. Sie ist Gestalt gewordener Humor mit eingebauter humoristischer Selbstreflexion. Freilich, der anfangs immerhin angedachte Versuch, vermöge fortgesetzter Geselligkeit die höllische Himmelfahrt der universitären Gegebenheiten durch realitätskonstituierende Gegenproben in die Sichtbarkeit zu befördern, funktioniert schon aus Gründen aktueller Geschlechterrealitäten nicht mehr.

Prof. Ralf Simon ist Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel.

Humor im jüdischen Kulturkreis

Der jüdische Witz gilt allgemein als fein und hintergründig. Ursachen dafür sind wohl die schwierigen (Über-)Lebensbedingungen in der Diaspora: Mit Humor liessen sich leidvolle Erfahrungen von Mangel, Unterdrückung und Konflikten leichter ertragen. Desanka Schwara

The secret source of Humor itself is not joy but sorrow.
There is no humor in heaven. *Mark Twain*

Eine leise, tiefsinnige Variante des Humors wird in der Fachliteratur dem jüdischen Kulturkreis zugesprochen. Formal weist der jüdische Witz zwar viele historische Züge auf, die diese Zuschreibung begründen, es ist allerdings nicht klar, wann er in seiner charakteristischen Form eigentlich entstanden ist. Die einen vermuten seine Anfänge nach 1800, die Diskussionen über eine formelle Gleichberechtigung der Juden begleitend. Andere sind der Ansicht, seine Spuren könnten bis zu Talmud und Tora zurückverfolgt werden.

Tatsache ist, dass die meisten Witzsammlungen um 1900 erschienen sind. Dies lässt sich dem Umstand zuschreiben, dass die jüdische Literatur bis ins 19. Jahrhundert hauptsächlich religiösen Themen gewidmet war. Erst mit der *haskala*, der jüdischen Aufklärung, wurden neue Akzente gesetzt: Die jüdische Geschichtsschreibung hat im 19. Jahrhundert ihre Wurzeln, und die jiddische Literatur entfaltete sich zu ihrer vollen Blüte. Es überrascht daher nicht, dass Anekdoten und Witze erst um 1900 gedruckt wurden; umso mehr, als es sich hier um mündliche Tradition handelt, die oft von Gestik, Mimik und Tonfall lebt, was eine Wiedergabe in schriftlicher Form schwierig macht.

Besonderheiten der jüdischen Tradition und der hebräischen Sprache sind die Quelle spezifisch jüdischer Witze, die von Wortspielen, Spielen mit der Bedeutungsvariabilität, Vieldeutigkeit und Klangvielfalt der Sprache leben. In der hebräischen Sprache können aus wenigen Wortwurzeln viele Formen gebildet werden. Im Talmud fehlt die optische Interpunktion und wird durch eine akustische ersetzt, durch jenes Heben der Stimme bei einer Frage und Senken bei einer Antwort. Auch von dieser Besonderheit macht der jüdische Witz vielfachen Gebrauch, deutet eine Frage als Antwort, eine Antwort als Frage.

Hierhin gehören die zahllosen Erzählungen, die jüdische Personen vor Gericht auf eine Frage wieder mit einer Frage antworten lassen, oder jene Geschichten, in denen eine rhetorische Frage wörtlich genommen und beantwortet wird: Zum Beispiel die des Instruktionsoffiziers, warum der Soldat nicht mit einer brennenden Zigarre über den Kasernenhof gehen dürfe. Die Antwort des jüdischen Rekruten: «Recht haben Sie, Herr Unteroffizier, warum darf er nicht?»

Witze, die auf Scheinlogik oder Normvertauschungen, nicht Normentlarvungen beruhen, verdanken wir ebenfalls ältester jüdischer Tradition. Talmudische Denkformen sind oft nicht in ein Regelsystem formaler Logik zu pressen. So wird häufig ein Beispiel aus einem inhaltlich ganz anderen



Zusammenhang herangezogen, weil es einen formalen Beweiswert hat. Durch Verschiebungstechnik wird eine überbetonte Logik erreicht: Ein Pferdehändler empfiehlt dem Kunden ein Reitpferd: «Wenn Sie dieses Pferd nehmen und sich um vier Uhr früh aufsetzen, sind Sie um sechs Uhr in Pressburg.» – «Was mach' ich in Pressburg um sechs Uhr früh?»

Zahlreiche Witze bauen auf der sogenannten Pilpul-Methode auf (von «pilpel», «Pfeffer»), einer dialektischen Methode des Talmudstudiums, die den Zweck hatte, durch eine kritische Untersuchung und scharfe Beleuchtung des Für und Widers die Ansichten zu klären, das Verständnis zu vertiefen und den Verstand des Schülers zu schärfen. Da ist etwa der Heiratsvermittler, der den Bräutigam auf den Silberschrank der Zukünftigen aufmerksam macht und auf dessen misstrauische Frage, ob die Sachen nicht geliehen seien, mit überschüssiger Dialektik antwortet: «Wer wird denn den Leuten was borgen!» Hier hat die Logik ihre eigentliche Aufgabe verfehlt, zugleich aber den wahren Tatbestand enthüllt.

Viele Witzgruppen können thematisch klar dem jüdischen Kulturkreis zugeschrieben werden. Chassidim-, Talmud- und Rabbinerwitze lassen ebenso auf ihre Schöpfer schliessen wie die vielen Geschichten, die sich um Heirat, Taufe, Assimilation, Talmudstudenten, Schnorrer, um religiöse Gebote und die Schwierigkeiten mit den Behörden drehen. Nicht zuletzt lässt sich der jüdische Witz aufgrund fehlender Merkmale von andern seiner Gattung abgrenzen: Brutalität, Schadenfreude, derb-lustige Elemente und geistig-sprachliche Plattheit sind ihm fremd. Er ist frei von sadistischen Elementen, wie sie zum Beispiel viele Geschichten Wilhelm Buschs enthalten. Sicher gibt es Überschneidungen und Grenzfälle.

Das lange Leben der Witze und ihr mit dem Alter änderndes Innen- und Aussenleben sind erstaunlich. Viele Witze überlebten formal, während ihr Inhalt einer bestimmten Umgebung, einer Zeit und einem Kulturkreis angepasst wurde. Ursprünglich im deutschsprachigen Raum um die Jahrhundertwende telegraphiert ein Anwalt seinem Kompanion: «Die gerechte Sache hat gewonnen!» und bekommt umgehend die Antwort: «Sofort Berufung einlegen!» Diese Geschichte überlebt den Kommunismus und taucht in einer englischen Sammlung jüdischer Witze 1988 wieder auf,

die Protagonisten haben gewechselt: Ein russisch-jüdischer Kaufmann schickt nach verlorenem Prozess ein vorsichtiges, aber unmissverständliches Telegramm an seine Frau: «Soviet justice has once again triumphed». Ihre Antwort: «file an appeal immediately». Auffallend ist der Wechsel von Selbstironie zu Fremddanklage.

Kulturelle Missverständnisse

Verfasst wurden die meisten Witze in Jiddisch. Für Nichtjuden wie auch für allzu assimilierte Glaubensgenossen waren viele sprachliche Feinheiten und kulturelle Besonderheiten unverständlich. Zahllose Pointen leben von eben diesen Missverständnissen: Ein Schofar – das Widderhorn, das in der Synagoge an Rosch-ha-Schana und am Jom Kippur geblasen wird – wurde gestohlen. Der Richter fragt, was das sei. Immer wieder behauptet der Zeuge, ein «Schofar» sei eben ein «Schofar»; schliesslich bequemt er sich zu der Übersetzung: «Es is e Trompeten.» «Nun, sehen Sie, wie Sie es mit einem Mal erklären können – warum haben Sie das nicht gleich gesagt?» «Herr Richter, nu, is es denn e Trompeten?»

Fast nie gilt bei diesen Missverständnissen der Jude als Opfer, obwohl er nichtjüdischen Beamten, Richtern oder Bauern ausgeliefert zu sein scheint. Die Juden sind zwar stets faktisch unterlegen, doch leben die Witze von der emotionalen Überlegenheit der jüdischen Protagonisten durch ein Wissen um etwas, wovon der andere keine Ahnung hat. Selbst wo dem Juden Weltfremdheit zugeschrieben wird, ist seine Naivität doch eine liebenswerte Art, den andern zu fragen, ob er keine grösseren Sorgen habe, als auf kulturellen Unterschieden herumzureiten und sich besserwisserisch zu geben. Hirsch, am Schalter: «Geben Se mer e Billjett afzu Posen». «Afzu Posen habe ich nicht, nur nach Posen!» «Nu, auch gut, geben Se mer e Billjett nach Posen, werd' ich das Stückele zu Fuss zurückgehen.»

In Russland müssen den Juden vor allem die Behörden Sorgen bereitet haben. Im Mittelpunkt der Witze stehen Menschen, die sich ohne Bewilligung ausserhalb der Siedlungsraons befinden. Ein entsprechender Pass wurde meistens nur Handwerkern zugestanden: Rabinowitsch wird aufgefordert, seinen Pass zu zeigen und seinen Namen zu nennen. Der

Pass ist gefälscht – und er hat seinen falschen Namen vergessen. Er überlegt hin und her, der Name will und will ihm nicht einfallen. Schliesslich, nachdenklich: «Rabinowitsch hejss ich awade (wohl) nit.» Man kann natürlich versuchen, den Handwerksbegriff etwas auszudehnen: Ein russischer General kommt auf einen Juden zu und fragt ihn, ob er ein Wohnrecht habe. Der Jude bejaht, er sei Handwerker. Was denn sein Handwerk sei, will der General wissen. «Ich giss zusammen essig mit wasser.» Sogt der general: «Dos is doch kejn meloche (Handwerk) nit: dos ken ich doch ejch machen!» Macht der id: «No jo, hot ir taki ejch prawoshitelstwo (habt ihr eben auch Wohnrecht).»

Auch der unerschütterliche jüdische Glaube wird nicht verschont. Der allgemeine Tenor ist folgender: Es gibt keinen vernünftigen Grund, nicht an Wunder zu glauben, da sie doch täglich geschehen. Ein «rationales» Verhältnis zu Wundern ist die Folge: Eine Frau geht zum Rebbe. Sie klagt über Durchfall. Der Rebbe verspricht, ihr zu helfen; er werde, wie in Notlagen üblich, Tillem (Lobgesänge, Psalmen) sagen. Nach ein paar Tagen klagt sie über Verstopfung. Der Rebbe verspricht wieder, Tillem zu sagen. Die Frau fährt auf: «Aber Tillem stopft!» Gerade weil es Wunder gibt, ist ein vorsichtiger, umsichtiger und vor allem sachlicher Umgang mit allem Überirdischen angesagt.

Sympathie für die Schwächeren

Der Witz gewinnt durch seine implizierte Kritik an Normen, Sitten und Institutionen Ventilfunktion. Das Lachen macht ihn zu einem sozial und psychologisch wichtigen Phänomen. Es wird ausgelöst, sobald man die Funktion der Pointe erkennt. Wesentlich ist, dass die Verfasser und Rezipienten von Witzen Form- und Sprachempfinden besitzen müssen. Die Art und der Grad der sprachlichen Manipulation bedingen auch den geistigen Anspruch eines Witzes. Neben dieser sprachlich-formellen Übereinstimmung ist auch eine psychische notwendig. Die Erzähler und die Zuhörer müssen über ähnliche innere Hemmungen verfügen, die durch Witzarbeit überwunden werden können. Über die gleichen Witze zu lachen ist ein Beweis weitgehender psychischer Übereinstimmung. Jeder Witz verlangt so sein eigenes Publikum.

Der Umgang mit allem, was von der eigenen Norm abweicht, ist denn auch Thema fast aller Witze. Die Sympathie gilt den Schwächeren, die sich aber mit einem «Dreh», mit Geist, Witz und Sprache zu helfen wissen. Durch den Witz wurden Angriffe auf das Judentum und auf kulturelle Eigenheiten abgewehrt, zugleich diente er der Selbstkritik. Humor war eine Möglichkeit, mit Auseinandersetzungen, Uneinigkeiten und Missstimmungen gewaltfrei umzugehen. Der eigentliche Hang der Juden zu Humor ist wohl in den Lebensbedingungen der Diaspora zu suchen. Die Witze sind Zeugnisse eines Versuchs, sich Gerechtigkeit entgegen allen ungerechten Kräfteverhältnissen zu verschaffen. Man verweigert so die Opferrolle, in die man von der Umwelt gedrängt wird. Der Witz ist eine Form von Widerstand, der zwar die Zustände nicht verändert – aber das eigene Wohlbefinden.

Die entscheidende historische Relevanz bekommt der jüdische Witz durch seine «Coping-Funktion»: Er ermöglichte den Umgang mit Konflikt-, Mangel- und Überanpassungserfahrungen und bot so Schutz vor krankhaften Reaktionen, die das widerstandslose Ausgeliefertsein an Situationen, wie sie das jüdische Volk auszuhalten hatte, zur Folge hätte haben müssen. Toleranz ist eine Frage der Strategie zum Umgang mit dem «Störenden», dem Fremden, dem der eigenen Individualität Entgegengesetzten – Humor als «Coping» ist eine der möglichen Strategien.

In einer Irrenanstalt besteht ein jüdischer Kantor am Sabbat mit der Heftigkeit eines Verrückten auf koscherem Essen. Der Arzt muss sich entschliessen, den sonst harmlosen Kranken mit einem Wärter in ein jüdisches Restaurant zu schicken. Zurück in der Anstalt, geht der Patient im Garten spazieren. Dabei raucht er mit grossem Behagen eine Zigarre. Wie er so rauchend auf und ab geht, begegnet ihm der Arzt: «Lilienfeld, ich versteh' Sie nicht ... Koscher wollen Sie durchaus essen aus lauter Frömmigkeit ... aber dann zünden Sie sich an Ihrem Sabbat seelenvergnügt eine Zigarre an ...» Darauf erwidert Lilienfeld gemächlich: «Nu ... wozu bin ich meschugge ...?»

PD Dr. Desanka Schwara ist Privatdozentin für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Dieser Beitrag basiert auf: Desanka Schwara, Humor und Toleranz. Ostjüdische Anekdoten als historische Quelle. 2., veränderte Auflage. Böhlau, Köln 2001.



Zwischen Vernunft und Willkür: Musikalischer Humor

Obwohl Musik gemeinhin als eine ernste Sache gilt, unterhält sie von jeher vielfältige Beziehungen zum Humor und zur Komik. Jedenfalls kann eine Komposition oder die Art ihres Vortrags schon einmal zum Lachen oder zum Lächeln reizen.

Ramona Hocker

Musik ist eine ernsthafte Angelegenheit. Diese aus Antike und Mittelalter stammende Vorstellung sieht in ihr zunächst eine von Rationalität durchdrungene Wissenschaft. Während die Musikwissenschaft heute in den Bereich der sogenannten «Geisteswissenschaften» fällt, war sie innerhalb der Sieben Freien Künste (septem artes liberales) des mittelalterlichen Bildungswesens Teil des Quadriviums. Alle dazu gehörenden Disziplinen – Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik – befassen sich auf unterschiedlichste Weise mit Zahlen. Bis ins 18. Jahrhundert wird unter «Musik» vornehmlich eine Reflexionsform verstanden, anhand der sich Klangereignisse beschreiben lassen.

Im Hinblick auf dieses geschlossene System, die Zahlhaftigkeit und die damit verbundenen Regeln stellt sich die Frage, wo hier nun der Platz für die eigentliche Kunst und die damit verbundenen Gefühlsqualitäten sei. Lässt es dieses Konzept von «Musica» überhaupt zu, von einem Begriffspaar wie «Musik und Humor» zu reden? Aber: Die rätselhafte Wirkung der Musik, dass sie Menschen zum Weinen wie zum Lachen bringen kann, wurde bereits in der Antike thematisiert. So diskutiert etwa Platon die Wirkungen verschiedener Melodien und Tonarten auf Körper und Seele. Die ethischen Qualitäten der Musik sollen für die Erziehung des Menschen

nutzbar gemacht werden – dabei werden aber die grossen und ernstesten Gefühle bevorzugt.

Inkongruenzen

Wie reagiert die Musik auf humorvolle Texte – bleibt es bei der Trennung von zahlhafter Musik auf der einen und humorvollem Text auf der andern Seite, sodass die Musik den Text nur einkleidet, aber seinen humorvollen Gehalt nicht umzusetzen vermag? Welche Möglichkeiten könnten einem Komponisten zur Verfügung stehen, den textlichen Humor auch in die Musik einfließen zu lassen? Gibt es darüber hinaus gar einen genuin musikalischen Humor, der auch ohne den Umweg über die Sprache unmittelbar verständlich ist?

Die Vertonung komischer Texte findet sich in der gesamten abendländischen Musikgeschichte: angefangen bei den mittelalterlichen Narren- und Eselsfesten, bei denen zotige Texte auf die Melodien des ehrwürdigen Chorals gesungen wurden (zum Beispiel bei der Esels- oder der Trinkermesse), über unzählige Gesellschafts- und Trinklieder, scherzhafte Madrigale und die komische Oper bis zur Vertonung ungewöhnlicher, eigentlich «ernsthafter» Textgattungen – wie Prospekte für Landmaschinen (Darius Milhaud: *Ma-*

chines agricoles op. 56 von 1919) oder der Schilderung einer Gallensteinoperation in einem Melodram (Marin Marais: *Le tableau de l'opération de la taille*, 1725). Die Möglichkeit, durch eine Inkongruenz zwischen Musikstil und Text eine Karikatur auf den traditionellen Choralgesang herzustellen, wurde immer wieder genutzt. 1845 erschien in Toulouse eine Aufzählung verschiedener Mistsorten, vertont im Stil eines lateinischen Chorals.

Humor ist nicht unbedingt mit Komik gleichzusetzen. Noch im 18. Jahrhundert wurde er im Sinn von Laune, Gesinnung verstanden und zielt auf deren Darstellung, die nicht zwangsläufig komisch sein muss. Der Witz hingegen soll durch überraschende und unerwartete Wendungen oder eine geistreiche Kombination von eigentlich nicht zueinander Gehörigem zum Lachen führen. Darüber hinaus existieren unterschiedliche Gattungen wie pointierter Witz, hintergründige Ironie, karikierende Satire, gehaltvoller Esprit, fröhlicher Spass, verletzender Sarkasmus oder desillusionierender Zynismus. Jedoch ist stets der historische, soziokulturelle und stilistische Kontext zu beachten: Humor und Witz können ihre Wirkung nur dann entfalten, wenn sie auch verstanden werden. Werden die Abweichungen vom Normalen nicht erkannt, zielen die Pointen ins Leere. Andersherum kann durch ein Missverständnis unfreiwillige Komik entstehen, wenn das Verständnis für den ursprünglichen Kontext verloren gegangen ist. Je subtiler und anspruchsvoller Humor ist, desto schwieriger wird er zu erkennen.

Wehe, wenn sie losgelassen ...

Ist eine Komposition einmal an die Öffentlichkeit geraten, so kann sich ihr Autor kaum mehr gegen Bearbeitungen wehren – erst recht zu Zeiten, in denen noch kein Urheberrecht im heutigen Sinn existierte und der Rückgriff auf Bestehendes gang und gäbe war. So ist ein Komponist auch nicht vor Spott gefeit: Die Unterlegung eines heiteren oder nicht mit dem Charakter der Musik übereinstimmenden Texts unter eine ernst gemeinte Komposition kann ihren Sinn ins Komische verkehren. Gerade bei Madrigalen im 16. Jahrhundert wurden Wortspiele und geistreiche textliche Metamorphosen angewandt, sodass der neue Text zwar klanglich noch an

die ursprünglichen Worte erinnert, diese aber gleichzeitig inhaltlich karikiert. Das komische Erlebnis entsteht erst im Hörer selbst in der Erkenntnis, welche zwei eigentlich nicht zusammengehörigen Sphären hier verknüpft werden – dazu ist es aber unabdingbar, dass der ursprüngliche, in der Parodie nicht erklingende Text bekannt ist.

So wird aus der von Palestrina geschilderten holden Frühlingsidylle «Vestiva i colli e le campagne intorno» bei Antonio Banchieri das kulinarische Erlebnis «Rostiva i corni e le castagne in forno». Die Strophen werden zudem durch einen mit «Trinc, tin, tin, tin, tiritronc» textierten Abschnitt eingerahmt, in dem die Stimmen eine gezupfte Gitarrenbegleitung nachahmen, die diese romantische Schilderung untermalt. Immer wieder wurden berühmte Komponisten zur Zielscheibe von Satire und Parodie: Das Scheitern von Georg Friedrich Händels Londoner Opernunternehmen ist unter anderem auf den Erfolg der *Beggar's Opera* zurückzuführen, eines Werks, das nicht nur seine Opern, sondern gleich eine ganze Gattung – nämlich die höfisch geprägte Opera seria des 18. Jahrhunderts – und ihre Institution durch karikierende Nachzeichnung kritisch ins Licht rückt.

Manchmal bringt die Musik zu Gehör, was der Text nicht mehr ausspricht: In Johann Sebastian Bachs *Bauernkantate* würde ein junger Bauernbursche die Mieke allzu gerne küssen – sie lehnt jedoch mit den Worten «Du willst hernach nur immer weiter» ab. Was sie denn damit meint, sagt das Zwischenspiel, in dem die Violinen einen Vers aus dem damals gut bekannten «Grossvateranz» zitieren: «Mit dir und mir ins Federbett, mit mir und dir aufs Stroh.»

Vom Teufel und andern Bösewichten

Im Zerrspiegel des Humors erscheint das Hohe und Erhabene niedrig, das Niedrige erhöht, das Edle lächerlich und das Böse grotesk-komisch. Letzteres wird durch diese Verzerrung quasi unschädlich gemacht und verharmlost. Denn musikalische Komik balanciert zwischen den zahlhaften Grundsätzen der Harmonia und der Verletzung ihrer Regeln. Vor dem 19. Jahrhundert wird der Teufel – wenn er denn überhaupt singt – durch Masslosigkeit und kunstlose Einfachheit charakterisiert, wie etwa in Händels Oratorium *La*



Resurrezione: Die Musik ist nur einstimmig, denn das Böse ist nicht zur Harmonia im Sinn eines wohlklingenden Zusammenklings fähig; gleichzeitig sorgen die viel zu schnellen, nach oben schiessenden Violinfiguren und die unmässig grossen Sprünge in der Singstimme für ein gewisses Mass an Heiterkeit und Spott – der kann ja nicht einmal richtig singen!

Ähnlich wird der Bösewicht Osmin in Mozarts *Entführung aus dem Serail* dargestellt: Die sich höherschraubende Wiederholung der Phrase «Ich hab auch Verstand» macht den sich wütend steigernden Sänger immer unglaubwürdiger. Im zweiten, beschleunigten Teil der Arie zeigt sich dann sein wahrer Charakter: Osmin verliert seinen Verstand, wie besessen bringt er seinen Racheplan immer und immer wieder vor: «Erst geköpft, dann gehangen, dann gespiesst auf heissen Stangen ...». Das Masslose findet sich also auch hier, wie Mozart am 26. September 1781 an den Vater schreibt: «denn, ein Mensch der sich in einem so heftigen zorn befindet, überschreitet alle ordnung, Maas und Ziel. [...] der zorn des osmin wird dadurch in das komische gebracht, weil die türkische Musick dabey angebracht ist.» Mozart erläutert auch die Notwendigkeit des Komischen, denn die niedrigen Leidenschaften und das Böse dürfen in der Musik niemals «bis zum Eckel ausgedrückt seyn». Die Musik darf das Ohr nie beleidigen, sondern soll auch in solchen Situationen Vergnügen bereiten. Das Komische durchdringt die gesamte Figur des Osmin und zieht alle Register des musikalischen Humors: Denn es ist nicht nur in den oben beschriebenen, unmittelbar für alle zu erkennenden Brüchen präsent, sondern bestimmt den musikalischen Satz bis ins nur dem Kenner verständliche Detail.

Musik kann durch die Art des Sprachvortrags den Sinn zerstören oder verzerren: Wahrt sie den sprachlichen Zusammenhang nicht mehr und fügt sie in andern Stimmen Kommentare hinzu, wird aus dem ernsthaften Text schnell eine Farce. In der 1764 uraufgeführten Oper *Les pèlerins de la Mecque* von Christoph Willibald Gluck fängt der seine Treue bekundende Bettler an zu stottern: Eigentlich will er ja auf eine an und für sich schon etwas derb-komische Art sagen, wie weit seine Treue reicht und dass er sich eher in Stücke

hauen und zu Marmelade verarbeiten liesse, bevor er untreu werde (me mette en capitolade, puis en marmelade). Durch das «Stottern» in der Vertonung drängen sich dem Zuhörer auch noch obszöne Assoziationen auf: «me mette en ca, me mette en pi, en ca-ca-, en pi-pi, en ca-ca, en pi-pi» – bis sich das Rätsel endlich auflöst „en capitolade“.

Ohrenfälliger Dilettantismus

Dilettanten, seien es Komponisten oder Ausführende, bilden ein weiteres beliebtes Objekt für humoristische Verarbeitung und Zurschaustellen besorgniserregender Verhältnisse im Musikleben. Dabei ist die Übertreibung ein wichtiges Mittel, durch das auf die Unzulänglichkeiten ohrenfällig aufmerksam gemacht werden soll. So schildert der Salzburger Komponist Heinrich Ignaz Franz Biber in seiner *Battaglia* (1673) Szenen einer Schlacht. Der zweite Satz evokiert die Sphäre eines abendlichen Gelages in einer Wirtschaft, bei dem auch musiziert wird: «Die liederliche gselchaft von allerley Humor». Von allen Seiten erklingt Gefiedel, insgesamt ergibt sich aber eine dissonante Kakophonie, denn jede Stimme spielt ein anderes Stück, und selbst der Schlussklang bringt keine Auflösung in wohlgefälliger Harmonia. Auch in Mozarts *Musikalischem Spass* reiht sich «Fehler» an «Fehler», einerseits in der Satzstruktur selbst, andererseits in der Ausführungsweise, wie die falschen Terzen in den Hörnern («dolce vorzutragen») im ersten Satz schmerzlich verdeutlichen. Der Schlussakkord des letzten Satzes ist eine schauerliche Mischung aus F-, G-, A-, B- und Es-Dur. Darüber hinaus macht sich Mozart im dritten Satz über selbstgefälliges Virtuositentum lustig, die Kadenz der Solovioline ist melodisch einfalllos gestaltet und besteht aus der Wiederholung langweiliger Allerweltsfiguren, obendrein verirrt sich der eitle Virtuose immer mehr in die Höhe und vergreift sich dabei zusehends, sodass er nicht einmal mehr eine ordentliche Tonleiter zustande bringt.

Die Praxis, hochrangige Musik von schlechten Orchestern aufführen zu lassen, nimmt Paul Hindemith in seiner Bearbeitung der *Ouvertüre zum «Fliegenden Holländer»*, wie sie eine schlechte Kurkapelle morgens um 7 am Brunnen vom Blatt spielt aufs Korn: Das klangfarbenreiche Wagner'sche Orches-

ter wird auf ein Streichquartett reduziert, das rhythmisch und vor allem bei der Tonsicherheit hoffnungslos überfordert ist. Kurz vor Schluss schleicht sich noch ein trivialer Walzerrhythmus ein, über dem die Violine viel zu hohe «Juchzer» anbringt. Solchen drohenden Katastrophen bei Aufführungen – siehe auch die US-amerikanische Sängerin Florence Foster Jenkins mit ihrer unvergleichlichen «Interpretation» der Königin der Nacht – haben manche Komponisten vorzubeugen versucht: Ungewollt komisch wirkt ein eventuell von Josquin Desprez stammendes kurzes dreistimmiges Vokalstück aus dem 16. Jahrhundert, deren mittlere Stimme für den mitmusizierenden König Ludwig vorgesehen war. Dieser schien nicht besonders musikalisch zu sein, denn seine Stimme weist nur einen einzigen Ton auf.

Auch Joseph Haydn, in dessen Werken Humor und Witz häufig eine zentrale Rolle spielen, hat der musikalischen Praxis im letzten Satz seiner Sinfonie Nr. 60 (die schon den Beinamen «Il Distratto» trägt) für einen kurzen Moment ganz besondere Aufmerksamkeit zuteil werden lassen: Nach 17 Takten bricht die Musik ab und die Musiker «stimmen» ihre Instrumente mitten im Satz, unverkennbar durch die ausgehaltenen Quinten in den Violinen und das Nachstimmen der tiefsten Saite von f nach g. Nachdem alles in Ordnung gebracht wurde, beginnt das Stück nochmals.

Nota bene notas bonas

Manche musikalischen Scherze erschliessen sich nur den Ausführenden, denn sie sind auf der Ebene der Notenschrift anzusiedeln. Max Reger spielt in seiner satirisch konzipierten Violinsonate, die er «Den deutschen Kritikern» widmete, mit den Notennamen: die Hauptthemen A-f-f-e und Es[= S]-c-h-a-f-e ergeben Regers Meinung über die Widmungsträger – «Affe» und «Schafe».

Auch der Musikwissenschaft, die mit grossem Ernst nach Interpretationen der überlieferten Musik forscht, wird zuweilen der Narrenspiegel vorgehalten. Der fiktive jüngste Sohn Johann Sebastian Bachs, P. D. Q. Bach, hinterliess einige solcher Werke, die die Ausreizung von Grenzen auf die Spitze treiben und die Durchlässigkeit der Grenze zwischen höchster Kunstfertigkeit und Humor sinnfällig macht.

Trotz aller Ernsthaftigkeit bilden Musik und Humor also seit Jahrhunderten ein festes Paar. Denn auch für die Musik gilt in vielerlei Hinsicht folgendes Diktum von Novalis: «Wo Phantasie und Urteilskraft sich berühren, entsteht Witz, wo sich Vernunft und Willkür paaren, Humor.»

Ramona Hocker, M.A., ist Lehrbeauftragte am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Basel und leitet das dortige Mikrofilmarchiv.



«Never smile until Christmas!»?

Bildung und Erziehung stehen traditionellerweise im Ruf, ernsthafte Angelegenheiten zu sein. Lachen hat hier so gut wie nichts zu suchen. Und dennoch: Humor kann zu einer entspannten Lernatmosphäre beitragen und verdient schon darum einen festen Platz im Unterricht – unter dem Motto «Das lachende Klassenzimmer». Johannes Gruntz-Stoll

Wer es schon einmal versucht hat, weiss es ein für alle Mal: Humor zu umschreiben, ist eine denkbar humorlose Angelegenheit, mehr noch – Humor ist offenbar genau das, was abhanden kommt, wenn er definiert werden soll. Zwar gibt es treffende Umschreibungen – etwa von Joachim Ringelnatz (1883–1934), der Humor als den Knopf bezeichnete, der verhindert, dass einem der Kragen platzt, oder von Groucho Marx (1890–1977), der meinte, Humor sei wie Aspirin, nur wirke er doppelt so schnell. Humor ist und bleibt aber ungeachtet aller mehr oder weniger geistreichen Definitionsversuche ein facettenreiches, zugleich ambivalentes und jedenfalls ein spontanes Phänomen: Er wirkt erfahrungsgemäss ansteckend, lässt sich aber weder befehlen noch verbieten. Damit entzieht sich der Humor der Kontrolle und Verfügbarkeit – und letztlich auch der Umschreibung und Fixierung als Begriff.

Irritierende Ambivalenz

Darüber hinaus gibt es eine ganze Palette verschiedener Humorformen oder -arten, aus denen sich alle ihre Vorlieben herauspicken können: Manche bevorzugen schwarzen Humor, andere lieben Situationskomik oder Sprachwitz, einige mögens ironisch, andere zynisch, manche lachen gern

laut und mit andern, manche ziehen es vor, leise und für sich auf den Stockzähnen zu lachen, augenzwinkernd vielleicht und mit einer Portion Herzlichkeit. Es gibt den Humor von Kindern, den Humor von Mädchen und Knaben ebenso wie jenen von erwachsenen Menschen und verschiedenen Alters-, Berufs- oder andern sozialen Gruppen – mit entsprechenden Präferenzen und Differenzen: Zahlreiche Cartoons, Karikaturen- und Witzsammlungen unterschiedlicher Art und Richtung belegen und illustrieren diese Vielfalt.

Darin bestehen denn auch das faszinierende Spektrum und die irritierende Ambivalenz des Phänomens, dass es nicht nur vielfältig und alters-, geschlechts- sowie kulturspezifisch, sondern ausserdem sowohl kalt, bissend und abschätzig wie auch freundschaftlich, berührend und wertschätzend auftreten und wirken kann. Ambivalenz und Facettenreichtum tragen freilich kaum dazu bei, dem Humor in Ausbildung und Unterricht einen festen Platz zu sichern – zu unsicher und vielseitig, zu unbestimmt und unberechenbar ist er. Gibt es dennoch Gründe und Überlegungen, die dem Lachen wie dem Humor in Lehrveranstaltungen mehr als ein randständiges Schattendasein zugestehen?

Erwärmung des Sozialklimas

Anhand von beobachtbaren Wirkungen lassen sich zahlreiche Spielarten des Humors voneinander unterscheiden. Denn es liegt auf der Hand, dass weder bissiger Zynismus noch ätzender Sarkasmus einen Beitrag zur Verflüssigung erstarrter Kommunikation zu leisten vermögen – im Gegenteil, vielleicht sind gerade sie es, die Gespräch und Beziehung in die Gegend des Gefrierpunkts und schliesslich zum Erstarren gebracht haben. Das heisst aber, dass nicht der Humor und das Lachen per se in sozialen Kontexten positiv wirken. Vielmehr basieren solche Wirkungen einerseits auf davon unabhängigen Voraussetzungen und erfordern andererseits geeignete Ausdrucksformen und Einsatzmöglichkeiten humorvoller Kommunikation.

Ein solches Zusammenlachen kommt beispielsweise zustande, wenn ich über mein eigenes Fehlverhalten lache oder mit einer witzigen Begebenheit einen Sachverhalt erläutere. Es braucht also ein Bewusstsein möglicher Formen und die Erfahrung ihrer Wirkungen, dazu eine Beziehung, in der Humor Platz hat, und – dies zuallererst – eine Bereitschaft und Haltung, mit Lachen einen Beitrag zur Erwärmung des Sozialklimas zu leisten. Sind diese Voraussetzungen gegeben, so kann sich das gemeinsame Lachen als ebenso kraft- wie wirkungsvolles Element erweisen: Lachen verbindet, und Humor erweist sich in der Tat als Schmiermittel für harzige Kommunikationsprozesse.

Unter diesen Voraussetzungen tragen Lachen und Humor unmittelbar zur Erwärmung des Lernklimas und mittelbar zum Lernerfolg bei, denn Lehr-Lern-Prozesse sind immer auch Kommunikationsprozesse und erwiesenermassen erfolgreicher, wenn sie in einem entspannten Klima stattfinden. Das heisst aber, dass sich Humor und Lachen nicht direkt für eine Steigerung von Lernerfolgen instrumentalisieren lassen. Vielmehr bilden sie einen Teil der emotionalen und interaktiven Dimension jeden Unterrichts und tragen auf diese Weise zu einer Atmosphäre bei, die wiederum nachhaltiges Lernen und wirkungsvolle Lehre ermöglicht. So absurd also einerseits die Idee eines gezielten Einsatzes von Humorinterventionen zur Förderung von Lernleistungen ist, so abwegig ist andererseits der – seit Jahren als Praxisweisheit propagierte –

Slogan «Never smile until Christmas!». Wird auf den Humor in Lehrveranstaltungen verzichtet, ist dies ganz einfach eine verpasste Chance – für Lernende wie für Lehrende.

Mit Humor ernst machen

Es lohnt sich also – allein schon wegen der beobachteten und beschriebenen Wirkungen –, dem Humor in seinen zahlreichen Formen, Facetten und Aspekten nachzuspüren, sich den eigenen Humor bewusst zu machen, ihn zu entwickeln und – warum eigentlich nicht? – auch ins professionelle Spiel zu bringen, behutsam und mit Respekt, weniger als Lehrmittel, als didaktische Intervention oder gar als Unterrichtssequenz, sondern vielmehr als Einstellung zu sich selbst, zum eigenen Tun, zum gemeinsamen Weg von Lernenden und Lehrenden, als individuelle Haltung also und in Verbindung mit sozialem Verhalten. Dazu gibt es neben den eigenen Erfahrungen und Vorstellungen in der Fachliteratur Angebote und Anregungen, Gelegenheiten und Hilfen in grosser Zahl.

Eine solche Auseinandersetzung und Einstellung kommt zuallererst denen zugute, die sie bei sich selbst entwickeln: Sie erschliessen Ressourcen, die zusammen mit andern sogenannten Coping-Strategien schwierige Situationen ebenso wie die Grenzen des eigenen Tuns und die Belastung durch Misserfolg und Scheitern ertragen und meistern helfen. Sie wirken sich aber auch für die andern Beteiligten im Unterricht positiv aus, denn hier lassen sich Möglichkeiten für die eigene Entwicklung und Veränderung erfahren und kennenlernen: Die Erfahrung von Entspannung und Befreiung, von Distanzierung und Klimaerwärmung mit Humor – vorübergehend zwar als Erlebnis, dabei aber nachhaltig in der Wirkung – ist modellhaft für den weiteren eigenen Umgang mit schwierigen Situationen.

Das heisst, dass sich die Entwicklung des Humorpotenzials für Lehr- und Lernsituationen als hilfreich und nützlich erweist und die Arbeit an Lösungsmöglichkeiten, den Umgang mit Schwierigkeiten und Problemen zu erleichtern und zu verbessern vermag. Entscheidend und wegweisend sind dabei die Spontaneität und die Unmittelbarkeit des Humors: Lachen ereignet sich jetzt und wirkt weiter. Humor geschieht in der Gegenwart und wirkt darüber hinaus – in die Zukunft.



Höchste Zeit also, den Überraschungseffekt zu geniessen und das revolutionäre Potenzial wie die explosive Kraft des wohl stets ambivalenten, vor allem aber wirkungsvollen und spontanen Phänomens zu nutzen und mit dem Humor ernst zu machen: Es darf gelacht werden – auch im Unterricht –, oder anders gesagt: «You better smile before Christmas!»

Ansteckendes Prickeln

Humor verdient also in Lehr-Lern-Situationen Platz – als Haltung der Dozierenden und als Element der Kommunikation zwischen Studierenden und Dozierenden. Dazu gehören auch überraschende Momente unfreiwilligen Humors, wie sie sich in Verbindung mit kleinen und grösseren Missgeschicken einstellen, und schliesslich humorvolle, mehr oder weniger spontane Beiträge aller Beteiligten. All diese Beiträge, Momente und Elemente beeinflussen das Lernklima, begünstigen den Lernerfolg und tragen zum Gelingen von Unterricht bei.

Wer sich all das vor Augen hält, wer darüber hinaus von den positiven Erfahrungen mit Humor im Gesundheitswesen weiss, wer für sich und mit anderen die befreiende und spannende Kraft des Lachens erlebt und kennengelernt hat, wer eigene Schwächen und Unzulänglichkeiten zwischen durch mit Gelassenheit statt Verdrossenheit, mit Heiterkeit statt Unzufriedenheit akzeptieren kann, wer ausserdem erfahren hat, wie der Humor ein irritierendes Ungleichgewicht, eine scheinbare Unstimmigkeit oder ein vorübergehendes Unsicherheitsgefühl schlagartig wieder ins Lot bringt und wie dabei ein sanftes Prickeln von irgendwoher an die Oberfläche von Psyche und Körper steigt, sich hier buchstäblich und heftig Luft macht und holt, sich ausbreitet, um sich greift, andere ansteckt, mitreisst und schliesslich irgendwohin abhebt, wer also von alledem weiss oder zumindest eine Ahnung hat, der wird sich auch vom Humor und seinen Wirkungen überraschen lassen und andere damit überraschen können – auch und gerade im Unterricht.

Prof. Dr. Johannes Gruntz-Stoll ist Leiter der Professur für Spezielle Pädagogik und Psychologie im gleichnamigen Institut an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz und Autor mehrerer Bücher zum Thema Humor im Unterricht.

Lachen gegen Lungenkrankheiten

Lachen kann Menschen mit schweren chronischen Lungenkrankheiten helfen, die Symptome zu lindern. Denn dabei stossen wir rasch Atemluft aus, was gegen eine überblähte Lunge wirkt. Lachen und Lächeln wirken sich natürlich aber auch auf das Gemüt positiv aus. Martin Brutsche

An der chronisch-obstruktiven Lungenerkrankung (COPD) leiden nach neueren Schätzungen weltweit rund 600 Millionen Menschen – Tendenz rasch steigend. Dieses Krankheitsbild wird voraussichtlich in 15 Jahren vom fünften auf den dritten Platz der häufigsten Todesursachen vorrücken. Bekannteste Form ist die chronische Bronchitis, von der vor allem Raucher und Raucherinnen betroffen sind. Typisch für die Erkrankung, die sich in der Regel verschlimmert, ist eine schwer behinderte Atmung, die in erster Linie von einer Verengung der Atemwege herrührt. So bleibt jeweils nach dem Ausatmen zu viel Luft in der Lunge, und mit der Zeit wird dieses nicht ausgeatmete Luftvolumen immer grösser. Als Folge davon wird die Lunge überbläht, sodass die Betroffenen immer weniger Luft einatmen können – das Atmen wird für sie immer mehr zum Problem. Patienten mit COPD erhalten heute meist eine medikamentöse Behandlung, indem etwa die Bronchien ausgeweitet werden.

Nun lässt sich das Lachen als eine ganz besondere Atmungsbewegung definieren, bei der man in mehreren, schnell hintereinander folgenden Stössen ausatmet, verbunden mit mehr oder weniger starken Geräuschen. Während sich die Atemmuskulatur rhythmisch zusammenzieht, wird die Luftbewegung beim Aus- und Einatmen beschleunigt.

Verschiedene Muskeln des Brustkorbs sind dabei mit einbezogen, sodass auch das Zwerchfell massiert wird. Lachen hat also einen deutlichen mechanischen Einfluss auf die Lunge. Damit lag es nahe, wissenschaftlich zu untersuchen, ob sich die in der Lunge «gefangene» Luft (und damit die Lungenüberblähung) durch wiederholtes starkes Ausatmen auch bei Lungenpatienten reduzieren lässt – eben dann, wenn sie zum Lachen gebracht werden.

Ein Clown im Spital

Für eine Studie am Universitätsspital Basel wurden 19 Patienten mit einer schweren bis sehr schweren COPD und zehn gesunde Kontrollpersonen ausgewählt; die Probanden waren zwischen 20 und 80 Jahre alt. Die Patienten und Patientinnen mussten ihre gewohnte Inhalationstherapie während des Studientags unterbrechen, sich wie die übrigen Teilnehmer einem Lungenfunktionstest unterziehen und einen Fragebogen zu ihrem psychischen Befinden ausfüllen. Und dann trat Pello auf: Vor kleineren Grüppchen von etwa sechs Probanden präsentierte der Clown je ein etwa halbstündiges Programm, das darauf zielte, dem Publikum möglichst zahlreiche Lacher zu entlocken. Seinen Auftritt im Spital, bei dem er auch Hilfsmittel wie Handpuppen oder rote Plastik-



Lachen und Lächeln

Was passiert eigentlich genau in der Mechanik der Lunge und beim Atmen, wenn wir lachen oder lächeln? Beides kann plötzlich und unvermittelt in den gewohnten Atemrhythmus platzen – zu Beginn atmen wir dabei typischerweise abrupt aus, worauf dieses Ausatmen ruckartig und unterschiedlich lang unterbrochen wird. Wenn wir lachen oder lächeln, dauert das Ausatmen um einiges länger als das Einatmen. Im Vergleich zur Ruheatmung ist das Lungenvolumen deutlich reduziert.

Das Lachen wird von der Stimme begleitet, was die Atemwege unter einen grösseren Druck setzt und zusätzliche Muskelgruppen aktiviert. Man benötigt mehr Atemluft und verbraucht daher auch mehr Sauerstoff – je lauter das Lachen, desto stärker. Lachen kann aber auch Atemnot auslösen und zu Asthmaanfällen führen. Lächeln dagegen, die abgemilderte Form, ist wenig aktiv. Hier ziehen sich die Bauchmuskeln leicht und rhythmisch zusammen, während sich das Zwerchfell entspannt. Das Ausatmen dauert länger, ohne dass dabei aber mehr Sauerstoff verbraucht wird.

nasen einsetzte, variierte der Mime je nach den Reaktionen des Publikums; zuweilen kam er auch direkt mit seiner Zuhörerschaft in Kontakt.

Während die Studienteilnehmer vom Clown zum Lachen gebracht wurden, wurden ihre Reaktionen auf Video aufgezeichnet, das später von einem Psychologen punkto Mimik, Körperhaltung und Gestik jeder einzelnen Person analysiert wurde; der Psychologe wusste nicht, wer Patient und wer gesund war. Unmittelbar nach der Lachsitzung mit Pello sowie jeweils zwei, sechs und 24 Stunden danach massen die Mediziner den Luftgehalt der Lungen der Teilnehmenden – mittels einer sogenannten Plethysmographie – und verteilten erneut Fragebogen, in denen die Probanden über ihr Wohlbefinden Auskunft geben mussten.

Folge der «Humorintervention»: Bei einem Teil der COPD-Patienten nahm die typische Lungenüberblähung mehr oder weniger deutlich ab, was ihnen die Atmung bedeutend erleichterte. Bei 22% von ihnen lag die Reduktion des Luftgehalts in der Lunge bei über 10%, was als relevant gelten kann. Bei den Lungenkranken, die auf den Versuch angesprochen haben, reduzierte sich die Überblähung der Lunge um bis zu rund 1,5 Liter. Diese positive Wirkung dauerte aber eher kurz und war bereits nach zwei Stunden nicht mehr festzustellen. Die Lungenwerte der Kontrollgruppe wurden durch Clown Pello dagegen nicht beeinflusst. Vor allem das zurückhaltendere Lächeln hatte jedoch bei allen Teilnehmenden positive Auswirkungen auf die Atmung – dagegen stellte sich ein allzu lautes und starkes Lachen bei den Patienten mit eingeschränkter Lungenfunktion als eher belastend heraus.

Stimmung fröhlicher

Die Videoanalysen und die Auswertung der Fragebögen zum psychischen Wohlbefinden ergaben, dass sowohl die Gruppe der Patienten wie die Kontrollgruppe auf die Humorsitzung ähnlich reagierten, wobei die Gesunden etwas weniger lächelten und häufiger laut herauslachten. Bei beiden Gruppen stieg nach den Sitzungen das psychische Wohlbefinden und die Stimmung in gleichem Mass – wie erwartet waren danach alle Teilnehmer fröhlicher gestimmt als zuvor. Dabei stellten die Forschenden eines fest: Je grösser die Stim-

mungsverbesserung ausfiel, desto mehr konnte ein Proband seine Lungenfunktionen verbessern. Dies lässt vermuten, dass auch das psychische Befinden die Lungenfunktion beeinflussen könnte.

Wenn man weiss, dass bis zu 60% der Patienten mit einer COPD an Depressionen leiden, sind die Folgerungen aus dieser Studie aufschlussreich. Denn meist ist bei dieser Erkrankung nur von negativen psychischen Faktoren die Rede, nämlich von Depression und schlechter Stimmung. Nun zeigt sich, dass eine gezielte Intervention zur Aufheiterung der Stimmung zu einer besseren Atmung führen kann. Eine auf Lächeln basierende Atemtechnik könnte beispielsweise die bisherigen Therapien für Patienten mit Atemwegserkrankungen ergänzen – und das ohne Mehrkosten und ohne mögliche Nebenwirkungen von Medikamenten. Zudem liesse sich durch neue therapeutische Ansätze die Atmungstechnik mit einer emotionalen Intervention verbinden. Ganz nach dem Motto: Lachen ist – und macht – gesund! Oder, wie man unter Medizinern auch sagen könnte: Schenk deinen Patienten ein Lächeln!

Prof. Dr. Martin Brutsche, Titularprofessor der Universität Basel, war 1999 bis 2008 in der Abteilung Pneumologie des Universitätsspitals Basel tätig und ist heute Chefarzt Pneumologie und Interdisziplinäres Zentrum für Schlafmedizin am Kantonsspital St. Gallen.



Humor kann Ihrer Krankheit schaden!

Dass Lachen gesund ist – wie der Volksmund sagt –, gilt auch bei Krankheit, Behinderung und Gebrechlichkeit. Was bedeutet dies für die Pflegewissenschaft und -praxis? Ein kurzer Ein- und Ausblick. Iren Bischofberger

Wer behauptet, Humor und Lachen hätten im Leben von kranken oder behinderten Menschen nichts zu suchen, ist auf dem Holzweg. Das zeigen die folgenden Beispiele: Eine hörbehinderte Mitarbeiterin amüsiert sich im Gespräch mit ihrer Kollegin, dass sie ihr Hörgerät nur auszuschalten braucht, wenn sie ihre Ruhe haben will. Ein Mann freut sich gemeinsam mit seiner Familie, dass sein Humor nach überstandener Depression noch immer vorhanden ist – bloss ist er nun etwas schwärzer als zuvor. Und ein Kollege erzählt beim Mittagessen von seinem an Alzheimer erkrankten Vater, der die Osternester für die Grosskinder versteckt hatte – und sich danach eifrig an der Suche mitbeteiligte.

Was ist diesen drei Beispielen gemeinsam? Zum einen können sich alle Beteiligten von einem gravierenden Gesundheitsproblem distanzieren. Und sie haben zum andern die Kunst verinnerlicht, sich selber auf den Arm zu nehmen. Alle drei zeigen dadurch ihre fortgeschrittene Entwicklung im therapeutischen Humorprozess, der sich in fünf Stufen beschreiben lässt.

Prozess in fünf Stufen

Stufe 1: Nicht lachen können. Auf dieser Stufe kann ein Mensch nicht lachen, da er wegen seiner individuellen Situa-

tion, seiner Werthaltung oder seines Umfelds ein bestimmtes Ereignis nicht als lustig oder erheiternd wahrnimmt und darauf auch nicht mit Lachen reagieren kann.

Stufe 2: Über andere lachen können. Hier sind die Missgeschicke anderer der Auslöser für Gelächter.

Stufe 3: Über sich selber lachen können. Auf dieser Stufe ist bereits ein Prozess der Selbsterkenntnis in Gang gekommen. Lachen über sich selber ist ein wichtiger Reifeprozess in der Persönlichkeitsentwicklung.

Stufe 4: Andere dürfen über mich lachen. Diese Stufe wird oft von Clowns vorgelebt, indem sie Missgeschicke parodieren und überspitzt auf der Bühne oder im Zirkus vorführen. Gelingen solche Parodien im Alltag und dazu noch rasch nach dem auslösenden Erlebnis, so ist in der Tat ein weiterer und grosser Schritt in Richtung «Komik im Alltag» getan.

Stufe 5: Gemeinsam mit andern über sich selber lachen. Auf diesem höchsten Niveau lacht die betroffene Person gemeinsam mit andern über ein erlebtes Ereignis. Damit beweist sie die Fähigkeit, dass diese Situation nicht (mehr) von Scham überdeckt wird, sondern Anlass für die Erheiterung einer ganzen Gruppe bietet.

Die drei Menschen in den obigen Beispielen sind Zeugen davon, dass einer Gesundheitsbeeinträchtigung auch heitere

Seiten abzugewinnen sind. Längst nicht alle können dies. Im Gegenteil: Viele sind peinlichst darum bemüht, das Gesundheitsproblem versteckt zu halten. Und gerade in diesem Bemühen scheitern sie allzu oft. Gemeinsam ist den Beispielen auch, dass die Gesundheitsprobleme dauerhaft sind. Die Betroffenen haben die Jahre genutzt, um die Unzulänglichkeiten in ihr Leben zu integrieren. Ihre Sichtweise gegenüber dem – so ist anzunehmen – zu Beginn vorwiegend als mühselig wahrgenommenen Gesundheitsproblem ist heute belustigend und selbstironisch.

Am Abgrund

Allerdings gelingt ein humorvoller Umgang mit Erkrankungen längst nicht immer – und eher selten zu Beginn eines Gesundheitsproblems. Denn angesichts von Krankheit und Behinderung ist es den Patienten und Patientinnen während der Diagnosestellung oft nicht zum Lachen zumute. Zu unüberbrückbar scheinen vorerst die Funktionseinschränkungen im Privat- und Erwerbsleben. Für die genannten Beispiele heisst dies, dass mitunter wegen der eingeschränkten Hörfähigkeit eine Arbeitsplatzumstellung erforderlich wird oder dass eine Depression für den betreffenden Mitarbeiter – zumindest vorübergehend – einen Stopp in der Karriereleiter bedeutet. Oder die aufwendigen medizinischen und neuropsychologischen Abklärungen der Alzheimererkrankung von Familienmitgliedern bringen es für Erwerbstätige mit sich, dass sie ihre Abwesenheit am Arbeitsplatz immer wieder neu organisieren müssen. In solchen anforderungsreichen Situationen gelingt es den Betroffenen längst nicht immer, eine heitere Perspektive einzunehmen. Manchmal hilft dazu diese verinnerlichte Sentenz: «Am Abgrund ist Vorbeugen schlechter als Heilen.»

Auch nach der Erstdiagnose erfordern lang dauernde Krankheits- und Behinderungsprozesse von den Beteiligten viel Flexibilität. Je nach Verlauf treten immer wieder unvermittelt Phasen ein, welche die Symptome verstärken oder verändern, sodass eine Distanzierung durch Humor nicht mehr nach der bisherigen Logik gelingt. Denn Distanzierung setzt voraus, dass die Beeinträchtigungen weitgehend bekannt sind und deshalb als Routine wahrgenommen werden

Basel, Humor und Gesundheit

Humor hat in der Therapie und Pflege eine längere Tradition. In der Schweiz haben vor allem die jährlichen Humorkongresse in der Messe Basel zwischen 1996 und 1999 wichtige Grundlagen für ein heute reges Netzwerk zu Humor und Gesundheit gelegt.

Die Gesellschaft HumorCare Schweiz wurde nach einem Kongresstag 1998 in einem Basler Restaurant gegründet. Sie bietet allen Interessierten am Thema «Humor in Pflege, Therapie und Beratung» eine Plattform für Wissen, Erfahrung und Aktivitäten. Um Humor nicht undifferenziert, sondern förderlich für die Gesundheit – vor allem bei ihren Beeinträchtigungen – wirken zu lassen, wurden ethische Richtlinien formuliert. Sie sind für die Mitglieder eine zentrale Richtschnur für die Arbeit mit kranken, behinderten oder gebrechlichen Menschen.

www.humorcare.ch

Die Stiftung «Humor und Gesundheit» mit Sitz in Basel wurde 2005 gegründet. Sie fördert Projekte, die mit innovativen Ansätzen Heiterkeit und Leichtigkeit in der Gesundheitsversorgung fördern. 2010 wurde an einer Benefizveranstaltung der Film «Die etwas anderen Clowns – Humorarbeit in der Betreuung und Pflege betagter und demenzbetroffener Menschen» gezeigt. Die Stiftung lebt vor allem von Spendern, die nach dem Motto «Humor hilft» ihr Geld einsetzen möchten; ebenso unterstützt sie Aktivitäten, die Humor als Element im Gesundheitswesen voranbringen wollen. www.stiftung-humor-und-gesundheit.ch



können. Heiterkeit als eine Form der Distanzierung von der Realität ist die hohe Kunst im Berufs- und Privatleben.

Ethische Verantwortung

Menschen am Arbeitsplatz und in der Familie tragen wesentlich zu einer förderlichen – oder aber eher hinderlichen – Humorkultur bei. Wird Humor zur Kränkung von kranken Personen missbraucht? Oder hilft er zur Stärkung der Bewältigungsmuster? Am Arbeitsplatz haben Führungspersonen einen entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung der Humorkultur. Hilfreich ist, wenn sie sich selber bereits mit dem Wesen und der Dynamik von Humor auseinandergesetzt haben und sein Potenzial fördern. Entscheidend ist dabei die ethische Verantwortung im Umgang mit Humor. Dazu hat der Verein HumorCare (siehe Kasten) bei seiner Gründung ethische Richtlinien formuliert; so heisst es im Artikel 2:

«Therapeutisch wirksamer Humor zielt nicht auf den schnellen Effekt ab. Seine primäre Intention ist die systematische Vermittlung von Einsicht in das Entstehen jener komischen Phänomene, die die Identität eines Menschen in unfreiwilliger Weise akzentuieren und bestehende Krankheitssymptome dadurch verstärken können. Wer diese Wirkung bewusst reflektiert und steuert, vermag einen Identitätswandel zu vollziehen, der einem «anderen Weg des Denkens und Handelns» entspricht und zu einer aktiven Selbstbestimmung hinführt. Dieser Prozess beruht auf Empathie und wohlwollender Akzeptanz derjenigen, die therapeutisch wirksamen Humor anwenden. Ziel ist die Ermutigung, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen (Mut zur Unvollkommenheit), über sich selbst lachen zu können (Mut zur Lächerlichkeit) und starre soziale Normen und Idealvorstellungen relativieren zu können (Mut zum Widersinn/Unsinn).»

Für die Entwicklung einer Humorkultur im Betrieb und im persönlichen Umfeld ist es entscheidend, dass die Beteiligten Situationen mit Gesundheitsbeeinträchtigung durch die Perspektive der Unvollkommenheit, der Lächerlichkeit und des Widersinns auffangen können. Oder in Form einer weiteren Sentenz ausgedrückt: «Achtung! Humor kann Ihrer Krankheit schaden.» An dieser entspannten und patientenfokussierten Perspektive von Humor sollte sich die Pflegewissenschaft und -praxis auch in Zukunft orientieren.

Dr. Iren Bischofberger ist Professorin für Pflegewissenschaft und Versorgungsforschung an der Kalaidos Fachhochschule und deren Forschungsinstitut Careum F+E. Nach einer Krankenpflegeausbildung und einem ersten Studienabschluss in «Occupational Health» an der University of Surrey (UK) studierte sie an der Universität Basel Pflegewissenschaft und promovierte am Schweizerischen Tropeninstitut in Epidemiologie. Sie ist Herausgeberin des Standardwerks «Das kann ja heiter werden – Humor und Lachen in der Pflege» (2. Auflage, Hans Huber, Bern 2008).

Wenn der Kollege witzelt ...

Eine ironische Bemerkung am Arbeitsplatz – etwa während einer unproduktiven Sitzung – kann für alle Beteiligten befreiend wirken und Prozesse vorwärtsbringen. Doch nicht immer gelingt das. Verbaler Humor bei der Arbeit ist nicht unbedingt ein kommunikatives Wundermittel. Andreas Langlotz

Wer zum Beispiel an einer Universität arbeitet, kennt diese Situation: Man ist in einer scheinbar nie enden wollenden Administrativsitzung versammelt. Rauchende Köpfe brüten über einem stetig wiederkehrenden Detail, das sich einfach nicht zu einer fruchtbaren Lösung erbarmen lassen will. Fortschritte bewegen sich im Nanobereich. Und plötzlich sagt jemand: «Hey, Leute, ich glaube, wir erleben gerade eine Sternstunde der Wissenschaft!» Eine derartige humorvolle und ironische Bemerkung kann in einer solch unangenehmen Situation als wundersamer Eisbrecher wirken. Wir können zusammen mit unseren Kolleginnen und Kollegen über die unproduktive Sitzung lachen, positive Emotionen freisetzen, unsere mentale Anspannung für einen kurzen Augenblick lösen und durch das gemeinsame Teilen des Humors endlich das Gefühl eines befriedigenden Gruppenerlebnisses erfahren, das uns während der Sitzung bislang vorenthalten geblieben ist.

Humor ist multifunktional

Dass verbaler Humor ein multifunktionales Kommunikationswerkzeug ist, wissen wir aus einschlägigen interaktion-soziolinguistischen Studien zu seiner Verwendung am Arbeitsplatz. Er dient zur Reduktion von mentalen und

sozialen Spannungen, schafft Kollegialität und Solidarität zwischen den Mitarbeitenden und trägt massgeblich zum Entstehen einer gemeinsamen Arbeits(platz)kultur bei. Aber verbaler Humor besitzt auch eine «dunkle Seite»: Wir setzen ihn als Mittel zur Etablierung, Zementierung und Unterminierung von Macht ein. So können Vorgesetzte ihre Aufträge mit einer Prise Humor präsentieren, um den Eindruck von Kollegialität zu schaffen und dadurch ihre eigentliche Autorität zu kaschieren. Gleichermassen lässt sich Humor von Unterebenen auch als subversive «Waffe» verwenden, um ebendiese Autorität herauszufordern. Zudem zielt beissender Sarkasmus meist direkt auf ein bestimmtes Opfer, um es zu verletzen und in seine sozialen Schranken zu weisen – der TV-Serienheld Dr. House lässt grüssen.

Befreiender Perspektivenwechsel

Aus sozio- und kognitionslinguistischer Sicht basiert das kommunikativ-multifunktionale Werkzeug «Humor» auf einem komplexen Zusammenspiel von kognitiven, emotionalen und sozialen Prozessen, die durch unser verbales Handeln in der Interaktion ausgelöst und gesteuert werden. Betrachten wir dazu den obigen ironischen Einwurf während der Sitzung etwas genauer.



Auf kognitiver Ebene zwingt uns die Diskontinuität, welche die Bemerkung von der «Sternstunde der Wissenschaft» zur erlebten Wirklichkeit schafft, für einen kurzen Moment aus festgefahrenen Denkmustern auszubrechen. Um dem Satz im konkreten Kontext überhaupt einen Sinn zuzuordnen, müssen wir unsere gewohnten Interpretationsprozesse innerhalb von Sekundenbruchteilen anpassen und so tun, als ob es sich bei der Sitzung wirklich um eine Sternstunde der Wissenschaft handelt. Dieser kognitive Prozess des Perspektivenwechsels befreit uns von der mentalen Sackgasse, in die wir geraten sind.

Aber auch auf seiner inhaltlichen Ebene entfaltet der ironische Zwischenruf eine befreiende Wirkung. Der semantische Gegensatz «Unproduktive Sitzung» kontra «Wissenschaftlicher Fortschritt» zwingt uns, unser momentanes Handeln anhand von zwei radikal kontrastierenden Lesarten zu kategorisieren: Die eine Lesart entspricht leider der Realität, die andere, ironische einem «Nice to have». Um mit diesem Spannungsfeld umzugehen, müssen wir unsere Haltung gegenüber der Sitzung selbstkritisch hinterfragen und unsere aktuelle Unvollkommenheit – im Vergleich zur produktiven Wissenschaft – aus einer kommunikativen Vogelperspektive betrachten.

Der verbal ausgelöste Perspektivenwechsel wird von emotionalen Prozessen unterstützt und begleitet. Die unerwartet positive Darstellung der Situation ist überraschend und steht somit in starkem emotionalem Kontrast zur trüben Langlebigkeit des harzenden Arbeitsprozesses. Der Vergleich zwischen der eigenen Unproduktivität und dem wissenschaftlichen Fortschritt ist so markant, dass er uns in Kombination mit dem Überraschungsmoment emotional kitzelt und zum Lachen bringt.

Wirkung in drei Stufen

Der selbstkritisch-ironische Kommentar zieht zudem zahlreiche soziale Prozesse und Bedeutungen mit sich, welche die Beziehungskonstitution zwischen den Sitzungsmitgliedern einer situativen Neudefinition unterziehen. Mit seinem witzigen Einwurf schert der ironische Kollege aus dem Rahmen der gemeinsamen Problemlösungsarbeit aus. Durch seine kommunikative Handlung ermächtigt er sich verbal, seine

Kolleginnen und Kollegen aus der momentanen Diskussion herauszureissen und uns vor ein kleines Bedeutungsrätsel zu stellen. Er zwingt uns, die kommunikative Diskontinuität aufzulösen, um aus seinem scheinbar irrelevanten Beitrag zuerst einmal Sinn zu schaffen. Durch diese kommunikative Inkohärenz schafft Humor in einer ersten Stufe deshalb eine gewisse soziale Distanz zwischen den Kommunikationspartnern, die aber durch das gegenseitige Verstehen der kommunikativen Handlung wieder rückgängig gemacht werden kann.

Wenn es uns Hörern gelingt, die ironische Bedeutung durch die interpretative Auflösung der Diskontinuität zu erfassen und somit unseren Verstehensrückstand zu überwinden, können wir uns selbst der neuen Bedeutung «ermächtigen» und so die soziale Distanz zum Sprecher überwinden. Dadurch entsteht eine implizite Form des Teilens von Bedeutung zwischen den Interaktionspartnern. Dieser gemeinsame Besitz der ironischen Bedeutung steigert das Gefühl von Gemeinschaft. Versteht man die Ironie jedoch nicht, so bleibt die Bemerkung einfach kommunikativ deplatziert, was wiederum die Distanz zwischen den Interaktanten vergrößert. Eine schwer verständliche schnippische Bemerkung wirkt deshalb meistens als Geste kommunikativer Machtausübung gegenüber den Uneingeweihten.

Eine zweite Stufe der sozialen (Wieder-)Annäherung entsteht, wenn wir als Adressaten nicht nur das Verstehen, sondern auch die Bedeutung mit dem Kommentator teilen. Akzeptieren wir seine Kritik als gegenseitige Selbstkritik, so können wir mit ihm zusammen über unsere Unzulänglichkeit und Unproduktivität lachen. Das intersubjektive Teilen der negativen sozio-emotionalen Bewertung schafft deshalb ein verstärktes Gefühl von Gemeinschaft und Kollegialität. Da wir nicht allein für das produktive Versagen verantwortlich sind, können wir uns über den Vergleich mit der wissenschaftlichen Sternstunde amüsieren. Dieses Gefühl der mentalen Ent-Spannung, der geteilten Freude und der damit verbundenen sozialen Nähe wird durch unser Lachen markiert. Es signalisiert den Kommunikationspartnern, dass wir den ironischen Beitrag verstanden haben und dass wir dem Sprecher für seinen gut platzierten, überraschenden und befreienden Humor dankbar sind.

Erfolgreich rezipierter verbaler Humor erlaubt es seinem Urheber deshalb, einen interaktionalen Sonderstatus innerhalb einer Arbeitsgruppe zu erlangen. So erstaunt es kaum, wenn häufig immer wieder die gleichen Mitglieder als «Hofnarren der Teamarbeit» figurieren und in dieser Funktion von den Mitarbeitenden auch akzeptiert und geschätzt werden. Diese dritte Stufe der sozialen Kraft von verbalem Humor steht deshalb in enger Verbindung mit den sozialen und kommunikativen Normen der jeweiligen Arbeitsplatzkultur. Innerhalb der geltenden Werteordnung werden dort die Möglichkeiten und Grenzen von verbalem Humor ausgehandelt.

Kritik kann verletzen

Das gemeinsame Teilen einer witzig gemeinten Bedeutung ist natürlich nie garantiert. Deshalb birgt verbaler Humor immer auch die Gefahr, dass «der Schuss nach hinten losgeht». Wenn die Mitarbeitenden die Ironie ihres «Kollegen» bloss als Kritik gegenüber *ihrem* Arbeitseinsatz und *ihrer* Kompetenz verstehen, so wirkt der kritische Inhalt verletzend. Auch ein abgedroschener Witz – womöglich noch mit stumpfem sexistischem oder rassistischem Inhalt – kommt selten gut an. Ein Sprecher kann damit zwar eine Kritik äussern oder seine Überlegenheit gegenüber andern ausdrücken, innerhalb der interaktionalen Gemeinschaft begibt er sich damit jedoch in der Regel ins kommunikative Abseits.

Aus sozio- und kognitionslinguistischer Sicht ist verbaler Humor ein hochinteressantes Forschungsobjekt. Auch wenn er kein kommunikatives Wundermittel ist, so gewährt er uns dennoch einen faszinierenden Einblick in die menschliche Fähigkeit, die unmittelbare soziale Umwelt aktiv mit Sprache zu gestalten – indem sie kognitive, emotionale und soziale Prozesse und Funktionen in komplexer Weise orchestriert.

Dr. Andreas Langlotz ist stellvertretender Professor für Englische Linguistik an der Universität Lausanne sowie Lehrbeauftragter und Habilitand am Englischen Seminar der Universität Basel.



Lustige Werbung – aber wofür nochmal?

Humor in der Werbung hat Unterhaltungswert. Aber er beeinträchtigt auch die Erinnerung an die Produkte, für die geworben wird. Dies ist aber nur scheinbar ein Nachteil. Jochim Hansen

Werbung kann nerven. Wie oft reagieren wir missmutig auf Reklameunterbrechungen in den Medien? Niemand, der gerade einen Fernsehfilm genießt, läßt sich gern durch lästige Werbung stören. Umso mehr freut es uns, wenn da wenigstens ab und zu etwa Lustiges oder Kreatives vorkommt. Humor und Kreativität in der Werbung lockern auf und schaffen positive Assoziationen. Doch wie wirksam ist Humor in der Werbung tatsächlich?

Das doppelte Gesicht

Unbestritten ist, dass lustige Reklame mehr Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermag als nüchterne Produktinformationen. Nicht umsonst setzen Werbeschaffende in 10 bis 30% ihrer Kampagnen Humor ein. Doch gerade dieses Prinzip der Aufmerksamkeitslenkung hat seine Kehrseite: Obwohl ein Gag die Aufmerksamkeit auf die Werbung als solche zieht, kann er gleichzeitig von andern, humorfreien Aspekten der Botschaft ablenken. Und zwar so stark, dass man sich später nur schlecht an sie erinnert.

Denn selbst humorvolle Werbebotschaften enthalten neben dem Humor auch neutrale, aber dennoch essenzielle Inhalte, wie zum Beispiel die Namen der beworbenen Produkte. Da die Rezipienten der Werbung dazu tendieren, sich auf den

Humor zu konzentrieren, schenken sie diesen neutralen Inhalten weniger Aufmerksamkeit. Umso wichtiger ist es deshalb für Werbeschaffende, möglichst viele der Produktinformationen mit dem Witz zu verknüpfen. Denn natürlich möchte man, dass sich die Konsumenten später gut an das beworbene Produkt erinnern.

Dabei können *Produktkategorien* oft gut in einen Witz eingebaut werden. Sehr häufig spielt der Humor in der Werbung mit den beworbenen Produkten, beispielsweise wenn in einer Autowerbung ein Witz vorkommt, in dem Autos ein zentrales Element sind. Sehr viel schwieriger ist es hingegen, die *Marken-* oder *Produktnamen* mit dem Humor in Zusammenhang zu bringen. So kann es dazu kommen, dass gerade Produktnamen aus lustiger Werbung oft nur unzureichend abgespeichert und später schlechter erinnert werden – weil die Rezipienten ihre Aufmerksamkeit auf den Witz anstatt auf den Produktnamen richten.

Kognitive Zugänglichkeit

In einer Reihe von Studien haben meine Kollegen und ich untersucht, inwiefern Humor das Gedächtnis für Produkte beeinträchtigt. In einer davon wurden den Versuchsteilnehmenden 30 Bilder aus lustigen und neutralen Fernseh-

werbungen für verschiedene Produktkategorien – wie Bier, Shampoo, Versicherungen und Reinigungsprodukte – vorgelegt, in denen das Produkt selbst aber nicht abgebildet war. Die Probanden wurden gebeten, sich an die Werbeclips zu erinnern und ihre Inhalte zu beschreiben. Zusätzlich sollten sie sich an die beworbenen Produkte erinnern. Es zeigte sich, dass sie sich an die *Inhalte* lustiger Spots viel besser erinnerten als an jene neutraler Spots. An die *Produkte* der lustigen Spots hingegen erinnerten sich die Probanden gleichzeitig sehr viel schlechter als an jene der neutralen Spots.

In einer kontrollierten Laborstudie wurde darauf der Prozess hinter diesem Befund mit einem Reaktionszeitverfahren getestet, der sogenannten Stroop-Aufgabe. Dies ist eine Methode, die in der Kognitionsforschung eingesetzt wird, um zu überprüfen, wie zugänglich bestimmte Konzepte im Gedächtnis sind. Das Prinzip der Stroop-Aufgabe läßt sich so beschreiben: Auf dem Computerbildschirm werden verschiedene Wörter in farbiger Schrift präsentiert, worauf die Probanden so schnell wie möglich angeben sollen, in welcher Farbe ein Wort geschrieben ist. Je zugänglicher das im Wort benannte Konzept, desto schwieriger wird es, die jeweilige Schriftfarbe zu benennen. Denn hier stört die mentale Repräsentation des Konzepts die eigentliche Aufgabe, also die Benennung der Farbe. Man bezeichnet dies auch als Interferenz.

So ist es zum Beispiel leicht, die Farbe einer zufälligen Buchstabenkette (etwa *BFLRGE*) zu nennen; hier sind die Probanden in der Regel sehr schnell. Werden Konzepte gezeigt, die im Gedächtnis zugänglicher sind als zufällige Buchstabenreihen (etwa *PIZZA*), ist die Interferenz schon stärker und die Farbbenennung wird langsamer. Die grösste Interferenz besteht, wenn Farbwörter (etwa *GELB*) in inkompatibler (etwa grüner) Schrift präsentiert werden. Hier ist es am schwersten, schnell «grün» zu sagen. Die Reaktionszeit bei der Farbbenennung kann also als Indikator für die Zugänglichkeit von Konzepten genutzt werden.

In unserer Studie präsentierten wir den Probanden neue Werbung für zwölf unbekannte Produkte für jeweils 20 Sekunden. Für die eine Hälfte der Teilnehmenden wurde in die Reklame ein Witz eingebaut, für die andere Hälfte nicht.

Danach wurde die Stroop-Aufgabe mit den Produktnamen durchgeführt. Es zeigte sich, dass die Probanden die Farbe der Produktnamen schneller benennen konnten, wenn sie mit Humor beworben wurden. Das heisst, es gab hier weniger Interferenz – die Namen der Produkte waren im Gedächtnis also weniger zugänglich.

Bewusstes Wiedererkennen, unbewusste Vertrautheit

Interessanterweise besteht die Erinnerung an Produktnamen aus zwei verschiedenen Gedächtniskomponenten, die jeweils unterschiedliche Anteile haben können: Einerseits kann man einen Produktnamen aus der Werbung bewusst wiedererkennen, andererseits kann der Name vertraut erscheinen, ohne dass man sofort weiss, woher man ihn kennt. In einer weiteren Studie haben wir genauer untersucht, welche dieser beiden Erinnerungskomponenten durch humorvolle Werbung beeinträchtigt wird.

Dazu haben wir auf ein experimentelles Paradigma aus der Gedächtnispsychologie zurückgegriffen: auf die sogenannte Prozess-Dissoziations-Prozedur. Eine Woche nachdem die Probanden lustige und neutrale Werbung gesehen hatten, wurden sie für einen überraschenden Gedächtnistest erneut ins Labor eingeladen. Um unbewusste Vertrautheit von bewusstem Wiedererkennen zu trennen, wurde die Aufgabe so arrangiert, dass die beiden Gedächtniskomponenten in unterschiedlichem Erinnerungsverhalten resultierten. Genauer gesagt, den Probanden wurde eine Liste mit verschiedenen Produktnamen vorgelegt: die zuvor gezeigten, völlig neue sowie aus dem Alltag bekannte. Sie wurden gebeten, alle Namen anzukreuzen, die sie generell kannten, aber jene bewusst auszuschliessen, die sie in der ersten Sitzung eine Woche zuvor gesehen hatten. Wenn ein Versuchsteilnehmer nun fälschlicherweise trotzdem angab, dass ihm ein solcher Name bekannt war, bedeutete dies, dass unbewusste Vertrautheit diese Antwort ausgelöst hatte und nicht bewusstes Wiedererkennen. Denn bewusstes Wiedererkennen hätte in der Antwort «unbekannt» resultieren müssen.

In einer zweiten Aufgabe wurden die Versuchsteilnehmer aufgefordert, bei allen ihnen bekannten Namen (also auch den zuvor beworbenen Namen) mit «bekannt» zu antwor-



Die Faszination von Reality-TV



ten. Die Gedächtnisleistung in diesem Test reflektierte beide Erinnerungskomponenten: bewusstes Wiedererkennen und unbewusste Vertrautheit. Mit simpler Arithmetik konnten darauf die reinen Erinnerungskomponenten ermittelt werden. Es zeigte sich, dass Humor in der Werbung das bewusste Wiedererkennen beeinträchtigte, die unbewusste Vertrautheit mit den Namen jedoch nicht. Dieser Befund ist typisch für die Erinnerung an Dinge, die man unter Ablenkung gelernt hat: Auch wenn man sie nicht bewusst wiedererkennt, sind sie einem doch vertraut.

Humor schadet nicht

Interessanterweise ist es nun aber vor allem die unbewusste Vertrautheit mit einem Produktnamen, die für die Bewertung der Namen und auch für Kaufentscheidungen ausschlaggebend ist. Insofern «schadet» Humor insgesamt nicht, obwohl er die bewusste Erinnerung an den Namen reduziert. Ganz im Gegenteil: Indem Humor Aufmerksamkeit auf sich lenkt und positive Emotionen auslöst, die mit dem Produkt und der Marke assoziiert werden können, ist er ein hervorragendes Werbemittel. Und nicht zuletzt ist es für die Werbung selber wichtig, statt zu nerven auch einmal zu unterhalten.

Dr. Jochim Hansen ist Assistenzprofessor für Sozialpsychologie an der Universität Salzburg und Lehrbeauftragter an der Fakultät für Psychologie der Universität Basel.



Menschen sind am Leben des anderen interessiert. Einst wurde mit dem Theater ein Inszenierungsrahmen geschaffen, in dem Schauspieler einem Publikum Lebensthemen und -verläufe vorführen. Heute fasziniert die «Bühne» Fernsehen: Wer Menschen und ihr Tun und Lassen sehen möchte, nutzt die Angebote des «Reality-Fernsehens», etwa in Sendungen wie «Big Brother», «Supermodel», «Ich bin ein Star – holt mich hier raus!». Die Sendungsvielfalt ist inzwischen gross. Hohe Einschaltquoten bestätigen die Attraktivität der Programme. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie den Anspruch erheben, Realität zu zeigen, was zur Vorstellung führt, es mit «wirklichen Menschen» zu tun zu haben, die keinem Drehbuch folgen («No actor, no script»). Beim Zuschauer wird der Eindruck erweckt, in diesen TV-Sendungen spiegle sich das authentische Leben. Dies wiederum befriedigt die Neugierde und die Sehnsucht, durch ein «Medienfenster» schauend an der Welt anderer Leute «wirklich» teilhaben zu können.

Gegenwärtig ist eine starke Re-Fiktionalisierung zu beobachten: Die gezeigten Menschen sind von (Laien-)Schauspielern dargestellte Figuren, und die Geschichten folgen einem Drehbuch. Einzig die ästhetische Gestaltung scheint noch an «echtes» Reality-TV zu erinnern. Diese sogenannten «Scripted-Reality»-Formate (wie zum Beispiel «Familien im Brennpunkt») beziehen ihre Attraktivität allerdings gerade daraus, dass die gezeigten Menschen habituell gar nicht anders können, als «echte», private Teile ihrer eigenen Person und Lebenswelt in ihr Rollenspiel einzubringen und darzustellen. Solche den Zuschauer faszinierenden «Realitätseinbrüche» beruhen auf einem (um die Begrifflichkeit des Interaktionstheoretikers Erving Goffman aufzugreifen) spezi-

fischen Verhältnis von «Verankerung» und «Umschreibung» – das heisst in diesem Fall einerseits auf körperlichen und habituellen «Tatsachen» und Zählebigkeiten sowie andererseits auf Vorgaben der televisuellen Inszenierung. Hier also das in Leben und Person des Akteurs verankerte «Echte», dort die Umschreibung des im TV gezeigten Lebens zum Skript mit einer Rolle an der Grenze zum Fake. Es ist dieses Gemisch aus Realem («Das ist wirklich») und Fiktivem («Das ist Fake»), die für den spezifischen rezeptionsästhetischen Reiz von Reality-TV verantwortlich zu machen ist.

Die Medienwissenschaft hält drei bedeutsame Effekte dieser Art Fernsehen fest: Erstens zeichnet sich Reality-TV durch eine unauflösliche Mischung aus Realitäts(vor)spiegelung und Realitätsintervention aus mit der Folge, dass dieses Inszenieren selbst Realität hervorbringt, mit der im Weiteren zu rechnen ist. Dies betrifft zweitens in besonderer Weise die Entgrenzung von Freizeit und Arbeit bzw. Alltag und «Startum»: Denn aus der anfänglichen Einbindung von alltäglichen Menschen in das (Unterhaltungs-)Programm des Fernsehens ist ein sich weiter ausdifferenzierender Bereich von TV-Arbeit samt möglichen Aufstiegschancen (sogenannte Celebri-fication) entstanden. Der Medienforscher Mark Andrejevic hat dies auf die Formel «The work being watched» gebracht. Damit hängen drittens Fragen zur Medienkompetenz zusammen, da solche Hybridisierungen in mehrerlei Hinsicht – unter anderem mit Blick auf die Vermengung von Fakt und Fiktion zur sogenannten Faction – besondere Herausforderungen an Verständnis und Verarbeitung solcher Formate stellen. Das Genre Reality-TV verlangt ein gleichermassen aufmerksames wie kritisches Publikum.

Prof. Klaus Neumann-Braun (*1952) ist Ordinarius für Medienwissenschaft an der Universität Basel. Er studierte Soziologie, Sozialpädagogik, Psychologie, Erziehungswissenschaften und Ethnologie in Tübingen und Freiburg/Br., wo er 1982 promovierte. An der Universität Oldenburg habilitierte er sich 1993 zu einem medienwissenschaftlichen Thema und war darauf an verschiedenen deutschsprachigen Universitäten tätig. Er leitet am Institut für Medienwissenschaft unter anderem eine Forschungsgruppe zum Bereich «Audiovisuelle Unterhaltung» (www.mewi.unibas.ch).

Offene Fragen, offene Türen

Die Psychologieprofessorin Roselind Lieb will wissen, warum Menschen psychisch krank werden – aber auch erforschen, was uns vor solchen Störungen schützen kann. Annett Altvater

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir im Lauf unseres Lebens an einer Depression oder einer Angststörung erkranken. Es könnte auch sein, dass wir früher oder später in eine Abhängigkeit geraten. Neuste Untersuchungen deuten darauf hin, dass innerhalb eines Jahres nahezu ein Drittel der Bevölkerung Europas eine psychische Störung aufweist. Doch warum bricht eine solche bei den einen durch, während die andern gesund bleiben? Das ist die grosse Frage, die Roselind Lieb schon während ihrer ganzen Karriere umtreibt. Die Professorin für Klinische Psychologie und Epidemiologie an der Fakultät für Psychologie erforscht, welche Faktoren das Risiko für eine psychische Störung erhöhen und welche Bedingungen schützend wirken können. Dabei betrachtet sie psychische Störungen nicht ausschliesslich unter psychologischen Aspekten, sondern bezieht die biologische Seite ebenfalls mit ein. Offene Fragen sind daher das wichtigste Werkzeug im Alltag der Wissenschaftlerin. Und es gehört zu ihrem Berufsleben – und zum Wesen der Wissenschaft –, dass manche Hypothese im Lauf einer Untersuchung über den Haufen geworfen werden muss, dass Studien überraschende Wendungen nehmen und unvorhergesehene Resultate eintreten. Wie auch immer das Ergebnis aussieht, ein Gewinn lässt sich immer daraus ziehen, ist sie überzeugt.

Lieb wechselte 2006 vom Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München nach Basel, zunächst um die Geschäfte des Nationalen Forschungsschwerpunkts SESAM zu leiten. Die «Schweizerische ätiologische Studie zur psychischen Gesundheit» sollte eigent-

lich 20 Jahre lang dauern. Nun ist das Projekt zwar bereits ausgelaufen, viele Forschungsfragen sind deshalb nach wie vor offen. Doch solche Wendungen halten Lieb nicht davon ab, ihr Thema weiterzuverfolgen. «Das ist ja das Tolle an meinem Job, dass ich Themen nach meinen Interessen, nach ihrer Aktualität und Anwendbarkeit nachgehen kann», sagt sie; freilich müssten die Finanzen immer erst gesichert werden.

Zwischen Perfektion und Machbarkeit

In ihrem Arbeitszimmer zieht die schmale Frau aktuelle Studien aus einem Stapel hervor, um ihre Arbeitsbereiche vorzustellen. Interesse an ihrem Forschungsgebiet ist sie gewohnt – wer würde nicht gern verstehen, warum wir uns psychisch gesund oder nicht gesund fühlen? Trotz der Routine erzählt die 50-Jährige mit Verve von ihrem Fachgebiet: affektive Störungen wie Depressionen, Angststörungen, Substanzstörungen – also Abhängigkeiten von Alkohol, Cannabis oder Nikotin – sowie somatoforme Störungen. Bei diesen treten

körperliche Beschwerden auf, für die sich keine organische Ursache feststellen lässt. Schon in München hatte sie über mehrere Jahre hinweg eine Studie geleitet, die 3000 Kinder und Jugendliche über zehn Jahre zu ihrer psychischen Gesundheit befragte, um mehr über frühe Risikofaktoren von Angststörungen und Depressionen zu erfahren. Zudem gaben auch die Mütter der Probanden Auskunft über ihre Schwangerschaft. Denn Schwangerschaftsrisiken tragen dazu bei, die Wahrscheinlichkeit für eine psychische Störung des Kindes zu erhöhen. «Natürlich muss

Prof. Roselind Lieb ist seit 2006 Extraordinaria für Gesundheitspsychologie und Epidemiologie, seit 2010 für Klinische Psychologie und Epidemiologie an der Universität Basel. 1961 in Blaubären-Asch (Baden-Württemberg) geboren, studierte sie Psychologie in Trier und Montpellier und arbeitete darauf als wissenschaftliche Assistentin an der FU Berlin, wo sie 1997 promovierte. 1996 wechselte sie ans Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München und leitete dort ab 2000 eine Forschungsgruppe. 1999 erlangte sie die Approbation zur Psychologischen Psychotherapeutin. 2003 habilitierte sie sich in Basel. Sie forscht unter anderem über die Entstehung psychischer Gesundheit und Krankheit, etwa darüber, über welche Mechanismen psychische Störungen innerhalb von Familien weitergegeben werden. Ihre Studien haben hohe internationale Anerkennung erhalten.



Konzentriertes Nachdenken über psychische Krankheiten: Psychologieprofessorin Roselind Lieb (Bild: Andreas Zimmermann).

Wie sich Pflanzen gegen Viren wehren

man bei retrospektiven Befragungen Erinnerungsfehler in Kauf nehmen», meint Lieb pragmatisch. «Aber wir können nicht immer das perfekte Forschungsdesign verwirklichen.»

Derzeit plant die Forscherin, eine Längsschnittstudie über die Entwicklung psychischer Gesundheit fortzuführen, die bereits 1994 in Zürich gestartet ist. Inzwischen sind die untersuchten Jugendlichen von einst zwischen 27 und 32 Jahre alt, aus allen Gesellschaftsschichten, dick, dünn, krank, gesund – der Durchschnitt eben. Dabei erhofft sich Lieb weitere Erkenntnisse darüber, welche Bewältigungsstrategien den jungen Erwachsenen helfen, psychisch gesund zu bleiben. Sie will auch ergründen, ob und wie bestimmte Lebensereignisse oder auch das soziale Netzwerk zur psychischen Gesundheit beitragen. Zusätzlich will Lieb stärker als in bisherigen Studien körperliche Faktoren in die Untersuchung einbeziehen. «Der Zusammenhang zwischen psychischer und körperlicher Gesundheit wird bisher zu selten hergestellt», findet sie. Denn oft gehen psychische Störungen mit körperlichen Beschwerden einher. «Aber wie genau die Zusammenhänge erklärt werden können, müssen wir erst herausfinden.»

Früh hinschauen

Lieb ist überzeugt, dass Langzeitstudien nötig sind, um zeigen zu können, wie sich die psychische Gesundheit der Bevölkerung im Lauf des Lebens entwickelt, ab welchem Alter und unter welchen Bedingungen das Erkrankungsrisiko steigt. Denn es ist bekannt, dass man frühzeitig hinschauen muss, wenn man die Entstehung psychischer Störungen in ihrer gesamten Komplexität über die Lebensspanne verstehen will. «Eine Depression ist keine Erwachsenenkrankheit, die in der Midlife-Crisis auftritt», betont Lieb. Im Gegenteil: Die Hälfte jener, die von einer affektiven Störung betroffen sind, entwickeln bereits vor dem 28. Lebensjahr entsprechende Symptome. Muster einer Depression lassen sich gar schon bei Zehnjährigen erkennen. Doch während Kinder mit Aufmerksamkeitsdefizit, die beispielsweise in der Schule herumzappeln, auffallen, bemerkt man depressive Kinder kaum – sie stören schlicht nicht.

«Die ersten Lebensjahrzehnte zu beobachten, ist deswegen extrem wichtig», sagt Lieb. Auch betroffenen Erwachsenen will die Psychologin zeigen, dass sie mit ihrem Problem kein Einzelfall sind und sich nicht verstecken müssen. Von der verbreiteten Diagnose «Burnout» hält sie daher wenig: Es sei sinnvoller, bei den bewährten Definitionen zu bleiben, statt ein neues Störungsbild hinzuzufügen. Doch während ein «Burnout» eher entlaste, weil es beispielsweise den übermässigen Arbeitsballast und damit äussere Gründe für den Zusammenbruch ins Feld führe, hänge der Depression noch immer das Stigma der Schwäche an. «Ich wünsche mir, dass wir dieses Bild mit unserer Forschung revidieren und Betroffene ermutigen, über ihre Krankheit zu sprechen. Denn es ist doppelt belastend, an einer psychischen Störung zu leiden und sie auch noch verbergen zu müssen», sagt Lieb.

Das A und O: Genauigkeit

Die Erforschung all dieser Fragen ist kompliziert. Das beginnt beim Studiendesign und der Verarbeitung der erhobenen Datenmenge. «Da bin ich fast zwanghaft penibel», sagt Lieb. Aber sie sagt es nicht entschuldigend, sondern in einem Ton, der klarmacht, dass sie diese Genauigkeit auch von ihren Mitarbeitenden und Studierenden erwartet. «Ich bin mir sicher, dass ich andere manchmal mit meiner Pingeligkeit nerve», meint sie lachend. Deswegen vermittelt sie den Studierenden auch in ihren Vorlesungen, wie wichtig es ist, genau zu arbeiten und Studiendesigns so lange auf Herz und Nieren zu prüfen, bis sie höchsten Ansprüchen genügen. Über missverständliche Begrifflichkeiten kann sie wieder und wieder diskutieren – so lange, bis alle die gleiche Sprache sprechen. Ihre Arbeitsweise spiegelt sich auch in ihrem Schreibtisch wider, der zwar nach viel Arbeit aussieht, aber keine Spur von kreativem Chaos erkennen lässt. Das Pensum lässt es gar nicht zu, Zeit mit dem Wühlen nach Unterlagen zu verplempern.

Denn zum Job von Roselind Lieb gehört es neben dem Engagement in Lehre und Betreuung von Studierenden und Doktorierenden, Forschungsarbeiten zu begleiten, Ergebnisse in wissenschaftlichen Zeitungen zu veröffentlichen und Gutachten über die wissenschaftliche Qualität von anderen Studien zu verfassen. Dazu kommen weitere Engagements wie zum Beispiel in der europäischen Arbeitsgruppe der American Psychiatric Association, die im Moment mit an der Erstellung der fünften Ausgabe vom «Diagnostic Manual and Statistical Manual of Mental Disorders» arbeitet. Nicht zuletzt ist sie in verschiedenen Kommissionen der Universität aktiv, etwa in der Programmkommission der SeniorenUni. «Da gibts so tolle Vorträge, die werde ich mir sicher anhören, wenn ich einmal pensioniert bin», meint sie. Noch passen die nachmittäglichen Veranstaltungen nicht in den Terminkalender. Doch umso mehr schätzt es die kultur- und naturbegeisterte Psychologin, Konzerte und Theater direkt vor der Nase zu haben und am Wochenende auf den Wanderwegen rund um Riehen, im Elsass oder im Schwarzwald unterwegs zu sein. Die kurze Erholung sei wichtig, auch, um montags wieder für Mitarbeitende wie Studierende fit zu sein.

Deswegen steht das Büro der Professorin ganz am Ende des Gangs auch meistens offen. «Wenn ich nicht gestört werden will, mache ich die Tür auch einmal zu oder bitte jemanden, später wiederzukommen», sagt sie. «Grundsätzlich möchte ich aber einen Austausch ohne Hürden ermöglichen.» Denn sie will auf keinen Fall, dass jemand Angst hat, eine Frage sei zu blöd, um gestellt zu werden. Denn immer wieder Antworten auf offene Fragen zu suchen, das ist schliesslich ihr Beruf.

Annett Altvater ist freie Journalistin in Basel.

Pflanzen, die von krankmachenden Viren befallen werden, nehmen sich zu ihrem Schutz vor allem die Gene ihrer Feinde zum Ziel. Zur Gegenabwehr haben die Viren ihrerseits Strategien entwickelt, indem sie diese komplexen Mechanismen zu unterdrücken versuchen. Thomas Hohn

Wenn wir eine Virusinfektion durchmachen, vermehren sich die Viren häufig erst einmal in unserem Körper und machen uns krank. Doch in den meisten Fällen kommt es nach wenigen Tagen zu einer Genesung. Dann hat unser Körper die Virusproteine erkannt und genügend Antikörper hergestellt, die das Virus neutralisieren. Diese Antikörper bleiben noch einige Zeit im Blut und können auch nach Jahren noch eine zweite Infektion mit einem verwandten Virus verhindern. Schützende Antikörper werden auch durch Impfung mit geschwächten Viren oder mit künstlich hergestellten Virusbestandteilen gebildet.

Auch Pflanzen haben Viren, aber keine Antikörper. Trotzdem kann man auch bei ihnen Virusabwehr und Heilung beobachten. Die Belagerung der Pflanzen mit Viren und die Abwehr des Wirts liefern je nach den jeweiligen Gegnern verschiedene Resultate. In den meisten Fällen werden die Pflanzen nicht oder nur leicht infiziert, in andern sind die Krankheitssymptome extrem und grosse Teile der Pflanze sterben ab. Oft genesen stark infizierte Pflanzen plötzlich, und gesunde Stängel und Blätter wachsen aus dem kranken Gewebe heraus. In den allermeisten Fällen wird aber das sogenannte meristematische Gewebe – die Wachstumszonen für Blätter, Wurzeln und Blüten – von der Infektion ausgenommen. Pflanzenzüchter verwenden dieses Gewebe, um aus virusinfizierten Pflanzen virusfreies Material zu gewinnen. Virusinfizierte Pflanzen sind resistent gegen eine Überinfektion mit verwandten Viren. Allerdings führen Doppelinfectionen mit nicht verwandten Viren oft zu besonders starker Krankheit.

Gendämmung und ihre Unterdrückung

Erst vor wenigen Jahren hat man wichtige Faktoren entdeckt, die diese Phänomene steuern, nämlich die Gendämmung

(Silencing) und ihre Unterdrückung (Suppression) durch Virusgene. Wie alle Lebewesen haben auch Viren ein Genom; es besteht entweder aus Desoxyribonukleinsäure (DNS) oder Ribonukleinsäure (RNS). Die doppelsträngige DNS wird von einer Polymerase in einzelsträngige RNS überschrieben (Transkription). Diese wiederum wird von den Ribosomen in bestimmte Proteine übersetzt (Translation). Zusätzlich wird das Virusgenom vervielfacht, und Virusgenom und Virusproteine werden zu reifen Viren zusammengesetzt.

Die hastige Replikation der Viren führt zu Schlampereien. Zum Beispiel kann das Virusgenom fälschlicherweise auch gegenläufig transkribiert werden, und die gegensträngige RNS bildet aufgrund der Basenpaarung zusammen mit der strängigen RNS einen Doppelstrang. Ausserdem gibt es speziell in Pflanzen RNS-abhängige RNS-Polymerasen (RDRs), die als eine Art Entgiftung aus einzelsträngiger Virus-RNS als Matrize doppelsträngige RNS (dsRNS) erzeugen (Bild S. 45 oben). Doppelsträngige RNS wiederum wird von bestimmten Enzymen, den «Würfelschneidern» (Dicers) und deren Helfern, erkannt und in 21 bis 24 Basenpaare lange Stücke zerschnitten, sogenannte kleine interferierende RNS-Moleküle [small interfering (si)RNS].

Jetzt kommt eine zweite Gruppe von Enzymen zum Zug, die «Scheibenschneider» (Slicers) oder Argonauten (AGO). Diese bilden mit siRNS einen Komplex (RNS induced silencing complex; RISC) und verwenden ihn als Sonde, um artverwandte Virus-RNS zu erkennen. RISC verhindert dann deren Translation oder zerschneidet sie, ein Mechanismus, der posttranskriptionelle Gendämmung (posttranscriptional gene silencing) genannt wird. Interessanterweise eignen sich die Bruchstücke besonders gut zur erneuten Doppelstrangsynthese. Da diese wieder zu siRNS zerschnitten

werden kann und diese neue Einzelstrang-RNS zerschneidet, kommt es zu einer autokatalytischen Endlosschleife.

Bei einer anderen Form von Gendämmung (transcriptional gene silencing) reagiert RISC mit der viralen DNS und inhibiert die Transkription. Interessanterweise hat die Gendämmung auch Fernwirkung. Ein Teil der siRNS-Moleküle wandert, meist noch vor den Viren, von Zelle zu Zelle und von Blatt zu Blatt und greift sofort die nachkommenden oder neu infizierenden Viren an.

Gegenstrategien der Viren

Wie bei der militärischen Rüstung haben auch die Viren Strategien zur Gegenabwehr entwickelt, nämlich die Suppression. Die entsprechenden Suppressoren wurden von Viren mehrmals «erfunden». Entweder bekommen Standard-Virusproteine eine zusätzliche Funktion als Suppressor oder Suppressoren werden getrennt kodiert. Auch haben die Suppressoren verschiedener Viren spezifische Wirkungen: Die einen binden den Dicer oder einen seiner Helferfaktoren, andere binden doppelsträngige siRNS-Moleküle und verhindern damit ihre Bindung an AGOs, wieder andere erkennen AGOs und setzen sie ausser Gefecht. Interessanterweise geht das Wettrüsten noch weiter. Wird supprimiert, so kann der Wirt nachrüsten und die Dämmungsenzyme überproduzieren.

In unserem Labor im Botanischen Institut der Universität Basel haben wir eine weitere Gegenabwehrstrategie entdeckt. Der mit dem Aidsvirus verwandte, aber für uns ungefährliche Blumenkohlmosaikvirus erzeugt eigenständig von einem kleinen Teil nicht kodierender DNS als Vorlage doppelsträngige RNS. Aus dieser wird eine grosse Menge siRNS hergestellt, die diesmal nicht das Virus angreift, sondern das Wirtssystem überschwemmt und die Dämmungsenzyme bindet. Dadurch bleibt die Virus-RNS intakt und wird normal übersetzt. Das erinnert mich an die Stanniolwolken, die wir während des Zweiten Weltkriegs als Kinder am Himmel bewunderten. Sie wurden als Täuschkörper von britischen Bombern abgeworfen, um die deutsche Flugabwehr zu irritieren.

Virus-RNS ist Ausgangspunkt sowohl der Virusabwehr als auch der Suppression: der Abwehr als Substrat für die Doppelstrang-RNS- und siRNS-Synthese, der Suppression als Boten-RNS, die die Suppressoren kodiert. Für beide Funktionen entstehen autokatalytische Schleifen (Bild rechts unten). Zum einen die Abweherschleife: Je mehr siRNSs erzeugt werden, desto mehr Virus-RNS wird zerstört und desto weniger Suppressoren können gebildet werden. Und zum andern die Suppressionsschleife: Je mehr die RNS in Suppressoren übersetzt wird, desto weniger kann sie gedämmt und desto mehr Suppressoren können wiederum gebildet werden. Solche gegenlaufenden Schleifen machen ein System im mathematischen Sinn «chaotisch», das heisst, durch kleine Schwankungen kann der eine oder andere Ausgang herbeige-

führt werden, und der Ausgang ist nicht genau voraussagbar. Eine ähnliche Situation gibt es im Aktienmarkt: Schleife 1 – ein kleiner Kurseinbruch kann Panik auslösen und immer mehr Kunden verkaufen, der Kurs sinkt noch weiter; Schleife 2 – ein leicht steigender Kurs, zum andern, kann Gier erwecken, immer mehr Kunden kaufen, und die Kurse steigen weiter an.

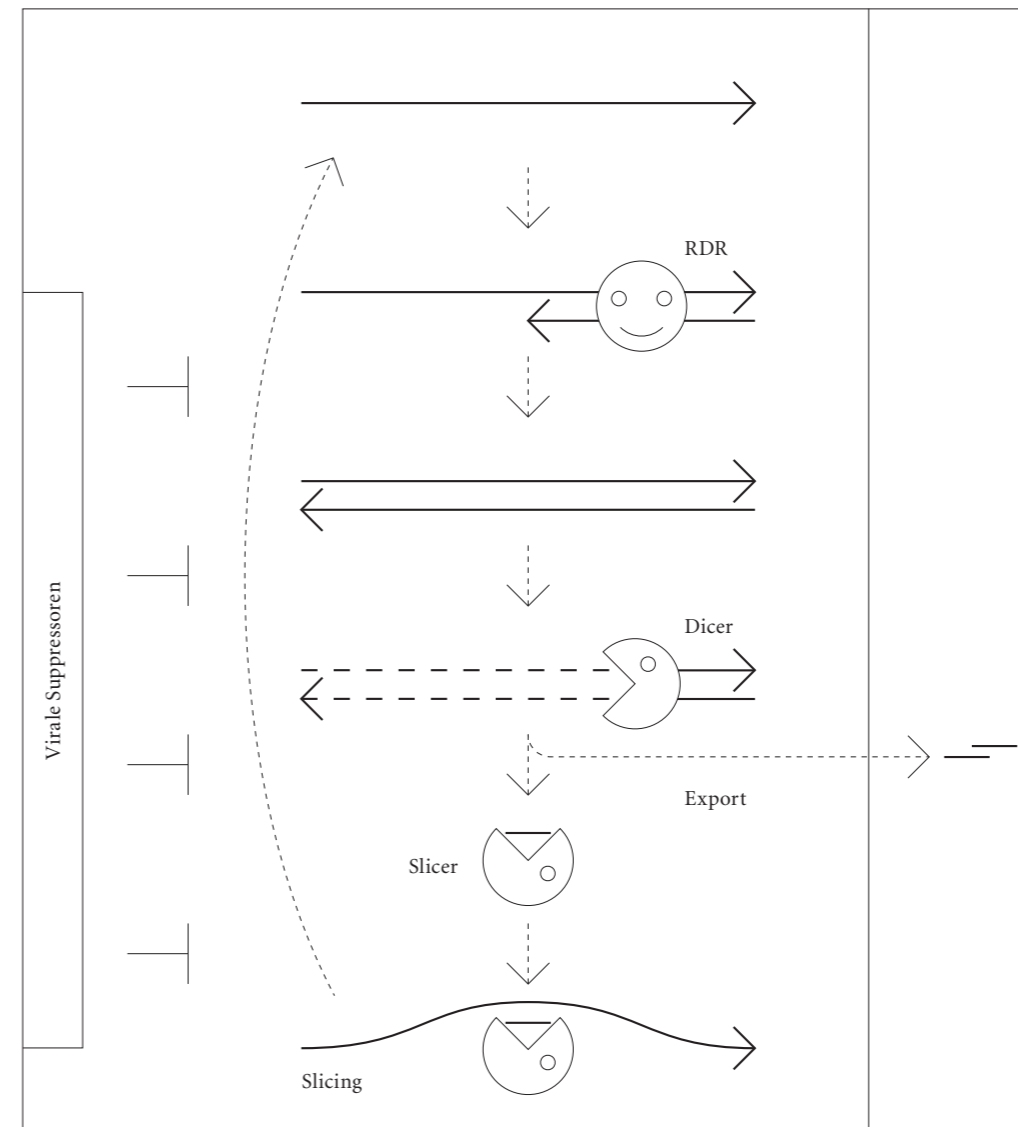
Mosaikviren auf Cassavapflanzen

Wir glauben, eine solche Doppelschleife in den Cassava-(Maniok-)Feldern Südindiens beobachtet zu haben. Bei systematischer Sammlung konnten keine Pflanzen gefunden werden, die vollkommen frei vom Mosaikvirus waren. Manche von ihnen hatten starke Symptome und beherbergten hohe Mengen an Viren, andere waren zwar symptomfrei, enthielten aber noch Viren, wenn auch in winzigen Mengen. Wir haben beobachtet, dass stark infizierte Pflanzen plötzlich genesen können, aber auch, dass symptomfreie Pflanzen plötzlich starke Symptome bekommen und grössere Virusmengen anreichern.

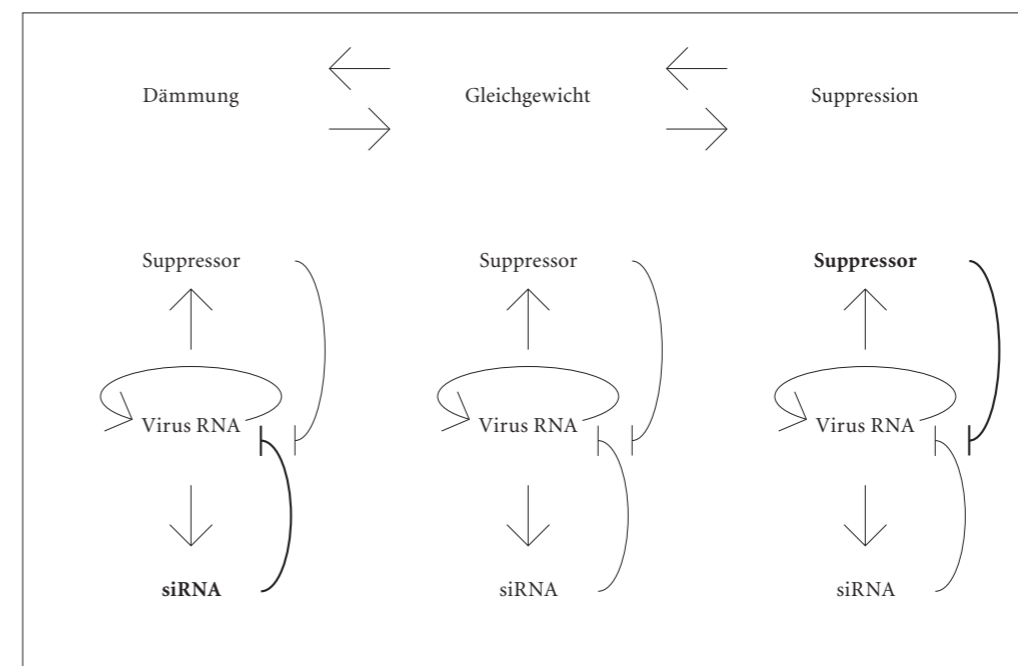
Mit Gendämmung und Suppression könnten die oben beschriebenen Varianten der Virus-Wirt-Wechselwirkung interpretiert werden. Junges und undifferenziertes meristematisches Gewebe scheint besonders reich an Dämmungsenzymen zu sein, das ältere Material wird geopfert und das wertvolle Wachstumsgewebe geschützt. Virusinfizierte Pflanzen könnten «kreuzresistent» gegen Überinfektion mit verwandten Viren sein, weil die gegen den Primärvirus gerichteten siRNS das überinfizierende Virus sofort inaktivieren können. Doppelinfektionen mit nicht verwandten Viren könnten zu besonders starker Krankheit führen, weil die verschiedenen Suppressoren der entsprechenden Viren gemeinsam die Pflanzenabwehr unterdrücken, eine «Synergie» der Suppressoren.

Als Forscher können wir in der Auseinandersetzung zwischen Pflanzen und Viren Partei ergreifen, indem wir die Abweherschleife durch direktes oder indirektes Einbringen von virusabgeleiteter dsRNS verstärken. Dies geschieht zum Beispiel durch Einbringen eines Plasmids, von dem die Wirtspolymerase über einen entsprechenden Promoter eine «Haarnadel-RNS» ablesen kann, die sich über Basenpaarung zum Doppelstrang faltet. Aus diesem kann dann ein Überschuss von siRNS gebildet werden, der kräftig mithilft, die Virus-RNS zu zerstören. Pflanzen, die vom afrikanischen Cassava-Mosaikvirus oder dem Urbohnenvirus befallen waren, konnten wir sowohl durch vorübergehendes Einbringen von Haarnadelkonstrukten symptomatisch heilen als auch in Form von Haarnadel-transgenen Pflanzen als virustolerante Varianten züchten.

Prof. Thomas Hohn ist emeritierter Professor für Botanik an der Universität Basel und leitet zusammen mit PD Dr. Mikhail Pooggin eine kleine Forschungsgruppe.



Wie aus Ribonukleinsäure kleine interferierende Ribonukleinsäurefragmente hergestellt werden, wie diese wirken und wie das Virus mit Suppressoren gegensteuert.



«Chaotisches» Verhalten von Virusinfektionen (Bilder: Thomas Hohn).

Deutsche Vertriebene in Übersee

Von den 12 Millionen Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem ehemaligen deutschen Osten vertrieben wurden, liessen sich die meisten in den deutschen Nachfolgestaaten nieder. Wenig bekannt ist, dass diese Zwangsemigranten auch anderswo eine neue Heimat fanden, zum Beispiel in Kanada. Pascal Maeder

Am 8. Mai 1945 setzte sich der in Kanada lebende Deutsche Clive (alias Helmut) Cardinal wie gewohnt an sein Tagebuch. Doch an diesem Tag, an dem die deutsche Wehrmacht bedingungslos kapitulierte, notierte der sonst wortreiche Germanist schlicht: «Mein Ostpreussen ist auf Ewigkeit verloren.» Damit nahm Cardinal das vorweg, was im bundesrepublikanischen Nachkriegsdeutschland zum allgegenwärtigen Topos wurde: der «Verlust der Heimat».

Einfluss auf Politik

1950 zählte die BRD acht Millionen Menschen, die vor 1939 ihren Wohnsitz in den ehemaligen deutschen Reichs- und Siedlungsgebieten Osteuropas hatten. Entsprechend gross war ihr Druck auf die noch junge Republik. Starke Vertriebenenverbände und Landsmannschaften nahmen Einfluss auf die Politik und setzten nicht nur das Lastenausgleichsgesetz zur Entschädigung für den Verlust von Hab und Gut durch, sondern drückten auch der bundesdeutschen Kultur-, Sozial- und Aussenpolitik ihren Stempel auf. Ähnlich die Geschichtswissenschaft: Nicht nur beschäftigte sie sich in den Nachkriegsjahrzehnten intensiv mit den Vertriebenen – bis 1989 erschienen nicht weniger als 4600 einschlägige Studien –, auch das Erklärungsmuster über Ursprünge und Ablauf der Vertreibungen war lange von den Verbänden beeinflusst. So wurden die Analysen im antikommunistischen Klima der Nachkriegszeit auf die Zeitfenster zwischen der überstürzten Flucht vor den sowjetischen Soldaten im Winter 1944/45, die in Potsdam im August 1945 sanktionierte Westverschiebung Polens und die bis 1948 erfolgten Deportationen der deutschen Bevölkerung aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei eingeschränkt. Als Übeltäter galten weithin die Sowjetunion und ihre Satellitenregimes in Mittel- und Osteuropa.

Dass aber die Ursprünge und Formen der Vertreibungen auch anderer Natur waren, belegt meine vergleichende Studie über Vertriebene in Westdeutschland und Kanada; dafür wurden 80 lebensgeschichtliche Interviews durchgeführt. Cardinal «verlor seine Heimat» nicht, weil er von den sowjetischen Soldaten verjagt wurde, im Gegenteil hatte ihn Nazideutschland davon abgehalten, in seine Heimat zurückzukehren. Ähnlich erging es Henry Weisbach, einem sudetendeutschen Sozialdemokraten, der vor den Nazis flüchtete und im Exil in Kanada seine Heimat «verlor». Andere waren bei Kriegsende als Gefangene interniert und fällten Holz im hohen Norden Kanadas. Wie viele weitere deutsche Kriegsgefangene aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei wurden sie fern der Heimat quasi *in absentia* vertrieben.

Anders als ihre Schicksalsgefährten, die irgendwo im kriegsversehrten Europa strandeten, wussten die Vertriebenen in Kanada um die politische Zukunft der ehemaligen deutschen Reichs- und Siedlungsgebiete Osteuropas. Sie versuchten, aktiv Anteil an den Geschehnissen zu nehmen, protestierten, leisteten Hilfe oder wurden angesichts der zerstörten Kommunikationswege in Europa zur Informationsstelle für Freunde und Verwandte. Weisbach etwa schrieb reihenweise Protestbriefe an kanadische Tageszeitungen und schickte wöchentlich Hilfspakete oder «harte» Dollars an Verwandte und Bekannte im besetzten Deutschland. Es gelang ihm von Toronto aus, sein von den tschechoslowakischen Behörden beschlagnahmtes Mobiliar zurückzuerhalten und nach Bayern zu seinen Eltern liefern zu lassen. Schon vor Kriegsende hatte er sich entschlossen – wie die übrigen knapp 1000 sudetendeutschen Sozialdemokraten im kanadischen Exil –, nicht mehr in die Tschechoslowakei zurückzukehren und sich in Kanada niederzulassen.



«Verlust der Heimat»: Bahnarbeiter in Bremerhaven verladen das Gepäck deutscher Auswanderer, 1952 (Bild: Deutsches Bundesarchiv).

Unterschiede nach Herkunft

Nicht alle Vertriebenen fanden also in der BRD ein neues Heim. Obschon die deutschen Bundesbehörden bereits Ende der 1950er-Jahre die Integration der Vertriebenen mit einer dreibändigen wissenschaftlichen Dokumentation feierten, handelte es sich dabei um einen transnationalen Prozess, der von der Forschung lange unbeachtet blieb. Abgesehen davon, dass die DDR ebenfalls mehrere Millionen Vertriebene aufnahm, gelang es einer beachtlichen Zahl Vertriebener nicht, sich in die bundesdeutsche Gesellschaft zu integrieren, und sie wanderten nach Übersee aus. Bis 1960 wanderten knapp eine Million Deutsche aus, 200'000 davon allein nach Kanada; hier waren Vertriebene aus dem Osten mit einem Anteil von einem Drittel prominent vertreten. Allerdings gab es je nach Herkunftsgebiet grosse Unterschiede: Fast ein Drittel der Vertriebenen, die in den Nachkriegsjahrzehnten in Kanada lebten, stammten aus der Sowjetunion, während es in der BRD nicht einmal 2% waren. Die Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Gebieten östlich der Oder-Neisse-Linie, die 1945 in das neue Polen einverleibt wurden, war in Kanada mit einem Anteil von 32% unterrepräsentiert – im Vergleich zur BRD mit 57%. Noch stärker gilt dies mit einem Anteil von nur 2% für Vertriebene aus der Tschechoslowakei, die in der BRD ein Viertel der Vertriebenen ausmachten.

Wie erklären sich diese Unterschiede? Pro forma war es gerade für Vertriebene aus der Tschechoslowakei einfacher, auszuwandern, denn nach internationalem Recht galten sie in den ersten Nachkriegsjahren als Tschechoslowaken, womit sie das alliierte Auswanderungsverbot für Deutsche umgehen konnten. Weitere Faktoren dürften die herkunftsspezifische Zusammensetzung bestimmt haben, allen voran die Ein- und Auswanderungskriterien: Die kanadischen Bestimmungen erlaubten nach 1945 die Einwanderung von nahen Verwandten, die vor 1938/39 nicht deutsche Staatsbürger waren. Damit konnten die vielen in der Zwischenkriegszeit aus den ehemaligen russischen und österreichisch-ungarischen

Reichen eingewanderten Deutschsprachigen ihre Verwandten nach Kanada holen.

Ab 1950 war in Kanada auch die Einwanderung deutscher Staatsbürger zugelassen. Nebst den nahen Verwandten liessen die Bestimmungen die Einwanderung von bestimmten Berufskategorien zu, vor allem in Handwerk, Landwirtschaft und Bergbau. Die kanadischen Behörden favorisierten Einwanderer aus den stark ländlich geprägten Vertreibungsgebieten, zumal Deutsche aus Polen, Ungarn und der Sowjetunion als eine standhafte, dem kalten Klima widerstehende Personengruppe wahrgenommen und bevorzugt wurden – etwa gegenüber Sudetendeutschen, die als illoyale Staatsbürger galten. Dass diese in Kanada so stark unterrepräsentiert waren, hatte jedoch weitere Gründe: darunter ihre in den ersten Nachkriegsjahren noch stark gehegte Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat, die vergleichsweise starken sozialen Bindungen untereinander und ihre mangelnde Migrationstradition nach Übersee.

Wie erging es den Vertriebenen in Kanada im Vergleich zur BRD? Gemessen an ihrer Stellung im Arbeits- und Immobilienmarkt sind die Unterschiede gering. In beiden Ländern zeigen Daten aus den 1970er-Jahren Werte auf, die vergleichbar mit jenen der Gesamtbevölkerung sind. So waren Vertriebene in Kanada wie die Bevölkerung zu rund 80% Wohn- oder Hauseigentümer; in der BRD waren es wie in der Bevölkerung rund 30%. Einzige Ausnahme bildet die Landwirtschaft, die in Kanada wesentlich grössere Chancen zur Selbstständigkeit bot als in der BRD. In ihrer Selbsteinschätzung gelang den Vertriebenen dank dem Wirtschaftsboom der Nachkriegszeit in beiden Ländern der soziale Aufstieg. Auch kulturell sind sie inzwischen zu Kanadiern oder Bundesdeutschen geworden.

Dr. Pascal Maeder ist Assistent für Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel. Seine Studie ist kürzlich als Buch erschienen: *Forging a New Heimat. Expellees in Post-War West Germany and Canada* (Transkulturelle Perspektiven, Band 10). Verlag V&R Unipress, Göttingen 2011.



Isländische Literatur

Von der Edda, dem bekanntesten Werk Islands, über Klassiker und Krimis bis zu zeitgenössischen Songtexten: Eine neue Übersicht befasst sich mit der reichen Literaturgeschichte des Inselstaats im Nordatlantik. Obwohl ein isländisches Sprichwort besagt, «das Gesehene ist reicher als das Gehörte», wird und wurde die Kultur Islands vor allem von der Sprache bestimmt. Der Autor lässt die «Wortkunst» des Landes in ihren vielfältigen Ausprägungen lebendig werden und beschreibt die Verknüpfung von Landschaft, Nation und Sprache, über die sich die Menschen auf der Insel oft definieren. Neben den mittelalterlichen Sagas, der Skaldendichtung, den Elfen- und Gespenstergeschichten werden die religiöse Literatur des Barock sowie aufklärerische und romantische Werke vorgestellt. Weitere Themen sind der lyrische Modernismus der 1950er-Jahre, die Erzählungen und Romane von Gunnar Gunnarsson und dem Nobelpreisträger Halldór Laxness, zeitgenössische Island-Krimis, die Liedtexte von Sjón und Björk, aber auch die bis heute lebendige Kultur der handschriftlich zirkulierenden Dichtung. Gerade die moderne isländische Literatur findet ausserhalb der Insel zahlreiche Anhänger. Die neue Literaturgeschichte ist mit Textbeispielen und Illustrationen anschaulich gestaltet und bietet Streifzüge durch eine spannende Literaturnation; ergänzt wird das Buch mit einer Zeittafel, einem Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Titelregister. Der Autor, Prof. Jürg Glauser, ist Ordinarius für Nordische Philologie an den Universitäten Basel und Zürich; vom ihm stammt auch eine umfangreiche skandinavische Literaturgeschichte.

Jürg Glauser, *Island – Eine Literaturgeschichte*. 245 Seiten, 46 Schwarz-Weiss-Abbildungen, gebunden. J. B. Metzler, Stuttgart 2011. 34 Fr.



Dracula lebte!

Der hagere, bleiche und in Schwarz gekleidete Mann, der schlafenden jungen Schönheiten das Blut aussaugt, der sich später eine Brustader aufreisst und die Frauen zwingt, von seinem Blut zu trinken, sodass sie selbst zum Vampir werden: Dieses Bild des Dracula, das der irische Autor Bram Stoker in seinem klassischen Roman von 1897 zeichnete, prägt unsere Vorstellungen bis heute. Gegen den Blutdurst und die spitzen Eckzähne des untoten Karpatenfürsten soll nur Knoblauch helfen, das helle Sonnenlicht oder ein Holzpflock, den man ihm ins kalte Herz rammt. Kaum eine historische Gestalt ist so sehr von teils abstrusen Legenden umrankt wie Vlad Dracula Tepes (1431–1477), Fürst der Walachei im Spätmittelalter, Kämpfer gegen das Osmanische Reich und Figur blutiger Mythen, die seit dem 15. Jahrhundert bis heute am Leben erhalten wurden und den Protagonisten zu einem Ahnherrn der Vampire werden liessen.

Dracula lebte also wirklich. Doch wie ist aus einer historischen Person eine solch schillernde Gestalt geworden? Der Autor erzählt in verständlicher Sprache, was vom Leben des historischen Vlad Tepes bekannt ist, legt dar, wie und warum er zum Vampir wurde, wie es zum heute verbreiteten Dracula-Bild kam und warum dieses noch immer fasziniert. Die Figur begegnet einem nicht nur in Filmen, in Literatur, Kinderbüchern und der Werbung – es gibt heute noch Menschen, für die Vampire Teil der Wirklichkeit sind, in Osteuropa und anderswo. Prof. Heiko Haumann ist emeritierter Ordinarius für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte der Universität Basel.

Heiko Haumann, *Dracula. Leben und Legende*. Beck'sche Reihe Wissen 2715, C.H. Beck, München 2011. 128 Seiten mit zehn Abbildungen und zwei Karten. Paperback. Ca. 16.60 Fr.



Ineffiziente Sitzungen

Chefs verbringen bis zur Hälfte ihrer Arbeitszeit an Sitzungen, von denen 49 % um die Hälfte gekürzt werden könnten, 32 % ungenügend vorbereitet sind und 31 % ohne konkrete Ergebnisse enden. Sitzungen sind oft derart ineffizient und langweilig, dass vom «Sieg des Sitzfleisches über das Gehirn» gesprochen wird. Wie sich stattdessen ein «Triumph des Gehirns über das Sitzfleisch» feiern lässt, zeigt dieses Buch, das sich mit Total Quality Management im Sitzungswesen befasst. Es gebe kaum ein Gebiet, so der Autor, in dem man auf einfachere Weise Geld sparen oder hinauswerfen kann – und ebenso kein Unternehmen, das hier nicht noch Geld einsparen könnte. In dem einfach lesbaren Buch wird das optimale Sitzungsmanagement beschrieben und dargestellt, wie sich Sitzungen planen, durchführen, nachbearbeiten und verbessern lassen. Je abwechslungsreicher Sitzungen gestaltet werden, desto bessere Ergebnisse werden erzielt. Neben einer Checkliste finden sich auch einige Körperübungen, die man unbemerkt während Sitzungen ausführen kann – für alle jene, die weiterhin endlose Stunden an Besprechungstischen verbringen müssen.

Der Autor, Prof. Jürg Meier, ist unter anderem Titularprofessor für Zoologie und Lehrbeauftragter für Qualitätsmanagement an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel, zudem Inhaber eines Beratungsunternehmens und Toxikologe. Während 20 Jahren war er in leitender Stellung in einem international tätigen Betrieb in der Pharma-, Diagnostik- und Kosmetikbranche tätig.

Jürg Meier, *Der Sieg des Sitzfleisches über das Gehirn*. Total Quality Management im Sitzungswesen. Books on Demand GmbH, Nordstedt 2011. 160 Seiten. Broschiert. 16.50 Fr.

Stephan Peter Bumbacher



Prof. Stephan Peter Bumbacher (*1953) ist Lehrbeauftragter für vergleichende Religionswissenschaft (vor allem asiatische Religionen) im Fachbereich Religionswissenschaft der Theologischen und der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel, zudem Professor für Sinologie und Religionswissenschaft an der Universität Tübingen sowie Leiter des SNF-Projekts «Critical Edition of the Ancient Chinese Philosophical Text Zhuangzi» an der Universität Zürich. Er studierte Naturwissenschaften, Sinologie, Ur- und Frühgeschichte sowie Japanologie; darauf folgte ein Postgraduate-Studium in Oxford. 1992–1995 unterrichtete er als Chiang Ching-kuo Lecturer in Classical Chinese an der Universität Edinburgh. Promotion in Heidelberg und Habilitation in Tübingen. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen chinesische Kultur- und Religionsgeschichte, speziell Taoismus (Daoismus), chinesischen Buddhismus, lokale Kulte, Interaktionen zwischen den Religionen, Vergleich asiatischer mit westlichen Religionen.

Taoismus (Daoismus)

<http://plato.stanford.edu/entries/taoism>

Gut verständliche Einführung in die wichtigsten Aspekte sowohl des älteren, philosophischen als auch des jüngeren, religiösen Taoismus.

Buddhismus

www.palikanon.com

Die wichtigsten Texte des Hinayana-Buddhismus in einer frühen deutschen Übersetzung.

Sacred Books of the East

www.sacred-texts.com/sbe/index.htm

Enthält die 1879–1910 edierten 50 Bände der Oxford University Press mit englischen Übersetzungen der fundamentalen Texte des Buddhismus, Hinduismus, Islam, Jainismus, Konfuzianismus, Taoismus und Zoroastrismus. Obwohl heutigen wissenschaftlichen Standards nicht mehr genügend, ist diese Ausgabe für interessierte Laien noch immer eine wahre Fundgrube.

Kirchenväter

www.unifr.ch/bkv/awerk.htm

Die wichtigsten übersetzten Texte des Frühchristentums gestatten einen Einblick in die komplexe Entwicklung der christlichen Vorstellungen.



Vom Bass bis zum Piccolo

Mit der an der Universität Basel entwickelten Webapplikation RANGES lässt sich der Tonumfang von verschiedenen Orchesterinstrumenten ermitteln. Musiker und Musikerinnen können den Spielraum der Instrumente einfach und schnell bestimmen sowie grafisch und akustisch darstellen – vom Kontrabass bis zum Piccolo. Entweder lässt sich ein bestimmter Tonbereich anwählen, worauf Instrumente, die in diesem Raum spielbar sind, angezeigt werden; oder man kann umgekehrt gezielt einzelne Instrumente selektieren, um ihre Tonbereiche zu finden. Nicht nur die maximalen und minimalen Tonhöhen werden dabei abgesteckt, grafisch dargestellt werden auch die gut spielbaren Bereiche gegenüber den «Grenzbereichen». Zudem können sich die User ausgewählte Beispieletöne und die Klangcharakteristiken von bestimmten Instrumenten anhören. Grafische Abbildungen des Tonumfangs von Musikinstrumenten gibt es bereits in Büchern oder auf Postern, doch die Vorteile einer Online-Version liegen in ihrer einfachen Zugänglichkeit, in der doppelten Darstellung durch Grafik und Ton sowie der Offenheit für Erweiterungen.

Das Online-Projekt RANGES stammt von Sebastian Schell, der es während eines Praktikums am New Media Center der Universität Basel zusammen mit dessen Team erarbeitete. Fachlich beraten wurde er vom Vorsteher des Musikwissenschaftlichen Instituts, Prof. Matthias Schmidt. Vor dem Praktikum hatte Schell ein Lizientat in Soziologie, Medienwissenschaft und Kulturanthropologie erworben; heute ist er unter anderem als Regieassistent, Komponist und Musiker für verschiedene Projekte tätig, darunter auch in der Filmmusik.

<http://www.ranges.nmc.unibas.ch>

UNI NOVA allgemein

«Vergnügen und Nutzen»

Immer wieder lese ich mit grossem Vergnügen und Nutzen die aktuellen Ausgaben der UNI NOVA. Die Themen sind nicht nur gut gewählt, sondern – nach meinem Empfinden – auch sorgfältig ausgearbeitet und gut transportiert. UNI NOVA ist eine gute Publikation!

Dr. Ralph Rutte, Lodz (Polen)

«Bereicherung»

Ich möchte Ihnen für die Zusendung der UNI-NOVA-Hefte danken. Sie sind immer eine Bereicherung und regen zum Denken an.

Dr. Peter Menzi, Zug

UNI NOVA 117 (Juni 2011):

Schwerpunkt «Chemie»

«Gut verständlicher Einblick»

Vielen Dank für das tolle Heft. Ich finde die Gestaltung, die Bilder und Texte sehr gelungen. Die Texte passen zu den Themen, die bei uns im Unterricht behandelt werden, und geben zudem einen gut verständlichen Einblick in die Forschungsarbeit an der Uni Basel. Ich hoffe natürlich, dass der eine oder andere Artikel ein wenig Lust auf «mehr Chemie» machen könnte.

Thomas Häfeli, Rickenbach LU

Landesverteidigung

28. November
Granit und Gletschermilch – Leopold Lindtbergs Landammann Stauffacher und die Geistige Landesverteidigung.

Vortrag von Dr. Hansmartin Siegrist im Rahmen der öffentlichen Ringvorlesung Mediengeschichte Schweiz. Konzepte und Analysen. 17 bis 19 Uhr, Kollegienhaus, Hörsaal 001, Basel. Weiteres Programm: <http://hist.net/?id=mediengeschichte>

Wittgenstein

29. November
Wittgenstein über «Grundlagen der Mathematik»

Vortrag von Dr. Joachim Schulte, Zürich, im Rahmen der Vortragsreihe Mensch und Mathematik, organisiert von der Philosophischen Gesellschaft Basel, 18.15 Uhr, Alte Universität, Hörsaal 118, Rheinsprung 9, Basel. Weiteres Programm: <http://philsem.unibas.ch/philosophische-gesellschaft>

Literarische Kompetenz

1. Dezember
Literarische Kompetenz entwickeln, literarische Komplexität steigern? Zu einem vernachlässigten Zusammenhang

Vortrag Prof. Dr. Irene Pieper (Hildesheim) im Rahmen der Vortragsreihe «Sprachliche Bildung & kulturelle Praxis», 18.15 bis 20 Uhr, Universität, Kollegienhaus, Hörsaal 116, Petersplatz 1, Basel. Weiteres Programm: <http://paedagogik.unibas.ch/aktuell>

Strahlenbedrohung?

8. Dezember
Strahlenbedrohung durch Handy und Hochspannungsleitung?

Vortrag von Prof. Martin Rössli, Schweizerisches Tropen- und Public Health-Institut. Organisiert von der Naturforschenden Gesellschaft in Basel. 20 Uhr, Kantonsbibliothek, Emma-Herwegh-Platz 4, Liestal. Weitere Veranstaltungen: www.ngib.ch/veranstaltungen

Café Scientifique und KidsLab

11. Dezember 2011 / 8. Januar 2012
Aus dem Labor auf den Teller.

Molekulargastronomie: die Chemie des feinen Geschmacks (11. Dezember) / In vitro erzeugt und selektiert. Werden die umstrittenen «Designer-Babys» Wirklichkeit? (8. Januar)

Café Scientifique im Pharmazie-Historischen Museum der Universität Basel. Jeweils 15 bis 17 Uhr, mit Podium und Kinderprogramm KidsLab für 6- bis 13-Jährige. Totengässlein 3, Basel. Weitere Informationen und Anmeldung für KidsLab: www.cafe.unibas.ch

Hirn und Tango

17. Dezember
Unser Hirn beim Tangotanz

Vortrag von Pasquale Calabrese. Organisiert vom Musikwissenschaftlichen Institut. 20.15 Uhr, Musikwissenschaftliches Institut, Vortragssaal, Petersgraben 27, Basel.

Demenz

5. Januar
Ist Demenz vermeidbar?
 Öffentliche Habilitationsvorlesung von PD Dr. M. Axel Wollmer, Privatdozent für Gerontopsychiatrie. 18.15 Uhr, Aula der Museen, Augustinergasse 2, Basel.

Kupferzeit

10. Januar
Kupfer und Stein – Prestigegüter und Machtzeichen in der südosteuropäischen Kupferzeit.

Ergebnisse der Grabungen in Pietrele, Rumänien. Vortrag von Florian Klimscha, Deutsches Archäologisches Institut, Berlin. Organisiert vom Basler Zirkel für Ur- und Frühgeschichte. 19.30 Uhr, Kollegienhaus, Hörsaal 118, Petersplatz 1, Basel. Weitere Veranstaltungen: www.basler-zirkel.ch/programm

Prähistorisches Amazonasgebiet

16. Februar
Bevor Kolumbus kam: Prähistorische Landnutzung und Umweltentwicklung im bolivianischen Amazonasgebiet

Vortrag von Heinz Veit, Bern, im Rahmen der Reihe «Die Welt verstehen – Umweltgeschichte als Türöffner» der Geographisch-Ethnologischen Gesellschaft Basel. 18.15 Uhr, Geographie-Gebäude, Hörsaal 5, Stock, Klingelbergstrasse 27, Basel. Weitere Vorträge: www.gegbasel.ch

Armut und Delinquenz

22. Februar
Herkunft: prekär – Perspektive: bescheiden. Das Bemühen um Krisenmanagement im Zusammenhang mit Armut und Delinquenz. Eine historische Fallstudie aus dem Baselbiet.

Vortrag von Rita Lechner, lic. phil., organisiert von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Basel. 18.15 Uhr, Pharmazie-Historisches Museum, Hörsaal, Totengässlein 3, Basel.

Weitere öffentliche Veranstaltungen und Infos: www.unibas.ch > alle Veranstaltungen

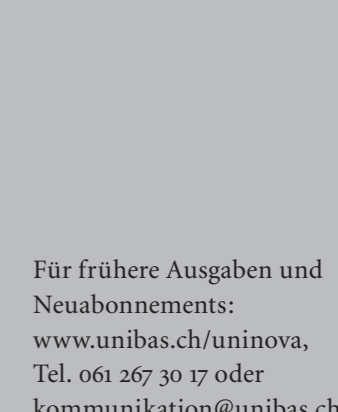
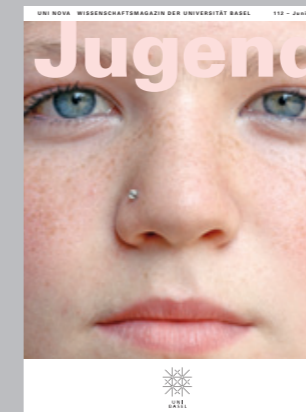
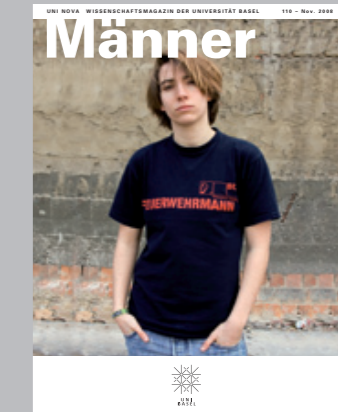
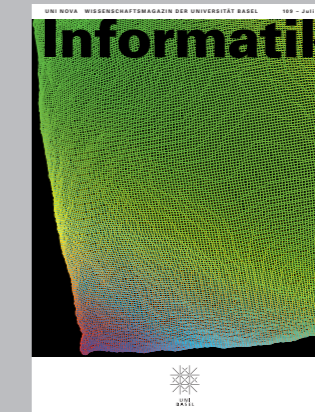
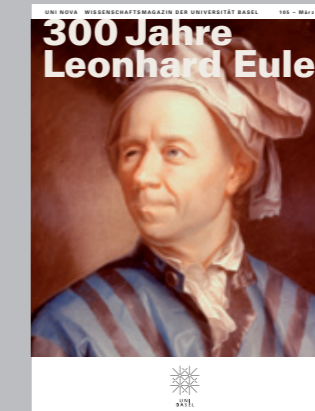
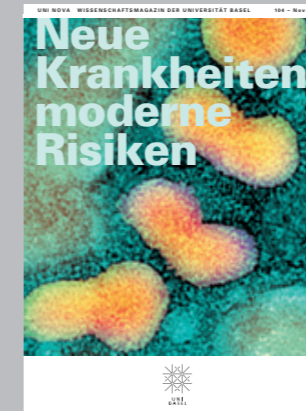
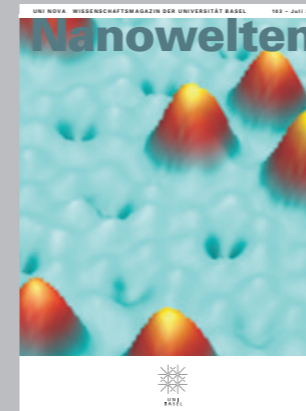
UNI NOVA,
 Wissenschaftsmagazin der Universität Basel.
 Herausgegeben von der Universität Basel,
 Kommunikation & Marketing
 (Leitung: Matthias Geering).
 UNI NOVA erscheint zwei- bis dreimal im
 Jahr und kann kostenlos abonniert werden.
 Die nächste Ausgabe erscheint im März 2012.
 Redaktion: Christoph Dieffenbacher
 Adresse: UNI NOVA, Universität Basel,
 Kommunikation & Marketing, Postfach,
 4003 Basel. Tel. 061 267 30 17, Fax: 061 267 30 13.
 E-Mail: ch.dieffenbacher@unibas.ch
 UNI NOVA im Internet:

<http://www.unibas.ch/uninova>
 Gestaltungskonzept und Gestaltung:
 Lukas Zürcher, Visuelle Gestaltung, Riehen.
 Mitarbeit an dieser Nummer:
 Annett Altvater, Iren Bischofberger, Stephan
 Peter Bumbacher, Martin Brutsche,
 Laurent Goetschel, Johannes Gruntz-Stoll,
 Jochim Hansen, Ramona Hocker,
 Thomas Hohn, Anton Hügli, Andreas Lang-
 lotz, Pascal Maeder, Klaus Neumann-
 Braun, Rüdiger Schnell, Desanka Schwara,
 Ralf Simon.

Fotografie: Daniel Boschung
 (Cover, Seiten 6–38),
 Andreas Zimmermann
 (Seiten 5, 39, 41, 49).

Korrektorat: Birgit Althaler.

Druck: Reinhardt Druck AG, Basel.
 Inserate: Go! Uni-Werbung AG,
 Rosenheimstrasse 12, 9008 St. Gallen,
www.go-uni.com, Tel. 071 544 44 80.
 UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science
 Pools (www.swiss-science-pool.com)
 Auflage dieser Ausgabe: 13'000 Exemplare
 Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck
 nur mit Genehmigung der Herausgeberin.
 ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe),
 ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe)



Für frühere Ausgaben und
 Neuabonnements:
www.unibas.ch/uninova,
 Tel. 061 267 30 17 oder
kommunikation@unibas.ch

Macht fit für Studium und Karriere



facebook.com/
nzzcampus



youtube.com/
nzzcampusvideos



twitter.com/
nzzcampus

Die Website



Täglich aktuelle Artikel für Studium und Karriere. Student-Blogger berichten direkt von den Hochschulen über Freud und Leid im Studienalltag. Aufgeschaltete Podcasts und Video-Blogs, spannende Wettbewerbe und lukrative Abo-Angebote. Besuche uns auch auf Facebook, Twitter und Youtube.

Das Magazin



Vier mal im Jahr erscheinen im «NZZ-Campus»-Magazin ausführliche Reportagen und unterhaltsame Kolumnen, welche Studienthemen aus verschiedenen Blickwinkeln aufzeigen.

Studierende profitieren von 40% Rabatt auf Zeitungsabos.
www.nzz-campus.ch/abo.

NZZ campus
Fit für Studium und Karriere